This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

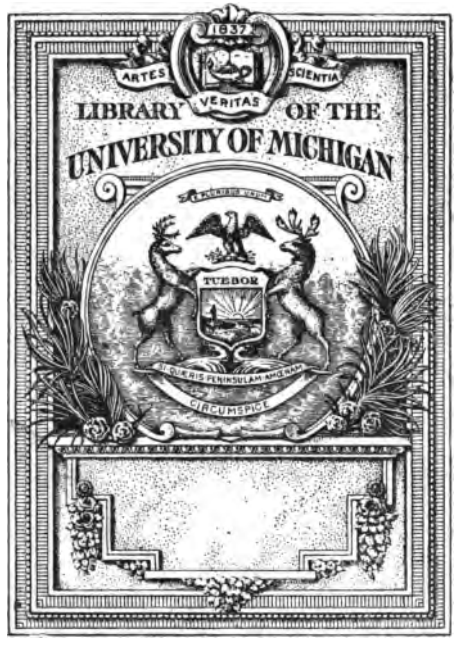
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 728,615


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Das zweite Leben

Das zweite Leben

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn, 1867 –

Einundsiebzigstes bis fünfundachtzigstes Tausend

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1918

A. 8. XIII.

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1918
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Seinen lieben Freunden

O. und M. von Halem

gibt dieſes Buch zu eigen

Ernſt Zahn

350385

Wir alle müſſen es lernen,
was leben heißt,
bis zu der Stunde, der fernen,
da vor den ewigen Sternen
für uns der Vorhang reißt.

Wir alle müſſen es tragen
mit Leid und Schuld.
Wir hoffen, ſuchen und wagen,
um uns am Ende zu ſagen:
das Beſte war Geduld.

Und wenn wir einen ſchauen,
der irre ging,
wie ſollte uns vor ihm grauen?
Für ein klein' Reſtlein Vertrauen
iſt keiner zu gering.

Erstes Kapitel

Die Sonne sah durch das kleine, hochgelegene Fenster mit den dunkeln Gitterstäben, die das Licht in viele Teile schnitten, damit der unten in der kahlen Zelle nicht ein zu großes Stück Frühlingshelligkeit zubemessen bekam. Die Sonne war gütig, denn wenn sie nicht so hoch an den Himmel hinaufgestiegen wäre, hätte sie nicht in die Tiefe der Zelle hinabzuleuchten vermocht. Die langen schwarzen Schattenstriche der Gitterstäbe waren auch nicht imstande, die fromme Güte zu vereiteln, mit der sie den berührte, der auf der Schlafbank lag. Ihr Licht hatte etwas von der sanften Berührung einer Mutterhand; Mütter stehen auch am Lager und betasten sorglich schlafende Kinder.

Magnus Im Ebnet lag mit hochgezogenen Beinen. Der geschorene Kopf ruhte auf dem einen Arm, die Hand des anderen war gegen die Brust geschoben und hielt die Taube. Magnus Im Ebnet trug den schrecklichen Anzug mit den vielen Querstreifen, die auch wieder wie ein Gitter sind und den nur die tragen, die aus dem Leben hinausgestorben sind, ohne tot zu sein. Die weite Kleidung

aus dem groben Stoff, dieſes grauſame Futteral, in dem der Körper arm und erniedrigt und wie abgezehrt ſcheint, ſtand dem Gefangenen beſonders roh, denn der Hals und die Armgelenke, wo ſie aus Kragen und Armeln traten, hatten eine weiße, faſt zarte Schlankheit. An der Bruſt blitzte etwas Metallenes in der Sonne. Das war das Meſſingſchild mit der Nummer 14, der gleichen, die draußen über der Tür der Zelle ſtand. Und dicht neben dieſem Schild, aber durch den Rock vor dem Metall geſchützt, lag die weiße Taube.

Die Sonne war neugierig und ſah in die Rockfalte hinein. Das Gefieder des Vogels war ſchneeweiß, und die Männerhand, die es halb umſpannte, bleich und hager und langfingrig. Aber ganz wunderhaft war es, wie die Taube mit dem Kopf in den Mannsrock geſchmiegt lag. Sie lag wie ein Kind da, wie ein Säugling bei der Mutter liegt.

Ein Seufzer unterbrach die regelmäßigen Atemzüge des Schläfers Magnus Im Ebnet. Er regte ſich, dem Erwachen nahe. Im gleichen Augenblick tat auch die Taube die Augen auf, runde, mehlbeerrote Augen, die wie Juwelen in dem zierlichen Kopfe ſtanden. Sie blinzelten nur, ohne daß der Kopf ſich von der Stelle rührte. Erſt als der Menſch ſich von der Bank aufrichtete, pluſterte ſich auch der Tierleib etwas auf und wurden in Magnus' Hand die roten, ſcharfbekrallten Füße ſichtbar.

„Hans!“ ſagte dieſer mit einer tiefen, etwas heiſeren Stimme, wie ein von ſchwerer Krankheit Geneſender ſpricht.

Die Taube gurrte zur Antwort, und mit einer kurzen, flatternden Flügelbewegung ſchwang ſie ſich von ſeiner Hand auf den Schrank zu den Büchern, die da oben aneinandergereiht ſtanden.

Magnus erhob ſich. Eine Weile beachtete er das Tier nicht weiter. Dieſes aber folgte mit den Augen jeder ſeiner Handbewegungen und hielt das Köpfchen ein wenig zur Seite geneigt, als ob es auf ein Wort warte. Im Ebnet zerrte den hartſtoffigen Anzug zurecht. Dann ſah er auf eine kleine Holzuhr, die an der kahlen Wand den Pendel haſtig hin und her ſchwang.

„Zehn Minuten zu lang,“ ſagte er, die Taube anſehend, und ſie gab ihm wieder durch ein Gurren Antwort, als ob ſie jedes Wort verſtehe und genau wiſſe, daß ſie beide den Mittagsſchlaf zehn Minuten über die Zeit ausgedehnt hatten.

Die Zelle enthielt außer dem Schrank und dem Schlafſchragen einen Tiſch mit dem blechernen Waſchgeſchirr, einen lehnenloſen Stuhl und eine Werkbank, auf der Schnitzerwerkzeug lag. An den getünchten öden Wänden hingen allerlei Schnitzwaren, kleine Käſtchen, Geſtelle, ein Gekreuzigter und eine Anzahl Zeichnungen, die ein ungeſchultes, aber ſtarkes Talent verrieten.

„Sonntag!“ ſprach Magnus Im Ebnet wieder.

Die Taube gurrte.

Der Mann trat vor einen kleinen Spiegel und zog sich den Hemdkragen zurecht, um den eine dunkle Seidenschnur gezogen war. Sonntag, dachte er abermals und betrachtete den genähten Abschluß der Hemdärmel, die so klatschweiß von den graubleichen Armgelenken abstachen. Dann setzte er sich auf den Stuhl, bog den Kopf in die aufgestützten Hände und starrte vor sich nieder. Die Sonne kam wieder zu ihm und betastete ihm mit den warmen Fingern das Haar. Es schien ein wenig grau. Die Hände blieben um den Schädel gespannt, der mit den Hämmern des Kummers und der schweren Gedanken gehämmert war. Die Zeichen des guten Lebens hatten sie weggeschlagen. An den Schläfen und in den Wangen waren Höhlungen, in der hohen Stirn viele Striche und Schnitte, senkrechte und wagrechte. Wer sie lesen konnte, dem mußten sie wie Buchstaben sein, aus denen die Worte zur Geschichte des Magnus Im Ebnet bestanden. Das Gesicht war nicht häßlich, es stand nur der leidende Zug darin, den Mangel an Luft und Freiheit und Überfluß an Nachdenken einzeichnet. Es gab kein Zeugnis für Im Ebnets Alter. Er konnte fünfzig, aber auch erst dreißig Jahre zählen. Der starke Bart war rasiert, aber an Kinn und Wangen stachen die Stoppeln schon wieder. Das sah nicht gut aus. Die Augen hafteten am Boden, wo die

Sonne ſpann. Er ſah lange in ihr Rinnen und Spinnen hinein.

Da klang ein Geräuſch draußen am Türſchloß. Magnus wurde aufmerkſam. Aber er richtete ſich mit einer müden Gelaſſenheit auf, die etwas Gleichgültiges gehabt hätte, wenn nicht der Schein in den Augen geweſen wäre. Dieſe Augen waren groß und grau und glänzten. Von ihnen belebt erſchien das Geſicht gütig. Ihr Blick war jetzt auf die Tür gerichtet und nahm den Ausdruck einer beſcheidenen und doch nicht unterwürfigen Freundlichkeit an.

Der Anſtaltspfarrer trat ein, ſchwarzgekleidet, ſchwarzhaarig, bleich. Er hatte das linkiſch ſteife Weſen eines Menſchen, der in der Sorge um andere nicht Zeit hat, an ſeine eigene Erziehung zu denken.

„Sonntag, Im Ebnet," ſagte er, gerade wie dieſer zur Taube geſprochen hatte.

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, daß Sie wieder zu mir kommen," erwiderte dieſer, und die Taube gurrte dazu.

„Sie iſt immer noch Euer Echo," meinte Pfarrer Ott und lockte das Tier, das ſeinen zierlichen Kopf horchend neigte.

„Heute ſind es zwei Jahre, daß ſie mir zugeflogen iſt," ſagte Im Ebnet.

„Es ſcheint ein Lostag in Eurem Leben," antwortete der Pfarrer.

„Sie ſind ſchuld, daß ich ſie behalten durfte. Ich bin Ihnen immer dankbar.“

Die beiden Männer ſetzten ſich, der Geiſtliche auf die Pritſche, der Sträfling auf den Holzſtuhl.

„Sie meinen alſo wirklich, daß übers Jahr —“ begann dieſer wieder.

„Ich meine es nicht nur, ich weiß es,“ gab jener zurück.

Magnus Im Ebnet ſtand auf, tat ein paar Schritte ins Leere und kehrte auf ſeinen Stuhl zurück. Seine Hände zuckten. „Es macht mich unruhig, obſchon noch ein Jahr hin iſt,“ geſtand er dann, und ſeine Finger legten ſich ineinander, als winde er die Erregung nieder.

„Ich begreife das. Es wird ein großer Schritt ſein.“

„Manchmal bin ich ungeduldig. Und manchmal — möchte ich, daß es ſich nicht mehr änderte, ehe das Leben ſelber endet. Aber das iſt ein Mangel an Seelenſpannkraft, wie er ſich in ſo engem Kreiſe nach und nach ergeben mußte.“

Magnus ſenkte den Kopf wieder mit jener ſeltſamen Gebärde in die Hände, die ſich anſah, als grabe er mit den langen Krankenſtubenfingern die Gedanken aus ſeinem müden, bleichen Schädel hervor.

Pfarrer Ott betrachtete ihn. Er war heute geſprächig, was ſelten der Fall war. Der zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilte, der dem Geſetze

gemäß übers Jahr wegen guter Führung nach fünfundzwanzigjähriger Haft begnadigt werden sollte, war sonst scheu und hatte eine merkwürdige Angst, seine Seele zu zeigen.

„Manchmal," fuhr er jetzt weiter, „zweifle ich an meiner Kraft zu dem, was ich tun soll."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Pfarrer.

„Ich bin nur ein Mensch," erwiderte jener, „und soll zwei Leben leben."

Als der Geistliche ihn nicht zu begreifen schien, erklärte er: „Das eine habe ich gelebt. Es hatte einundzwanzig Jahre und lag vor diesen Mauern. Und wenn ich aus diesen wieder hinauskomme, soll ich das zweite beginnen. Viel mehr als einundzwanzig Jahre wird es auch nicht dauern, aber es ist oft mehr Angst vor diesem in mir als Reue über jenes."

Der Geistliche wollte ihn dem Grübeln entreißen und sagte: „Was habt Ihr diese Woche getrieben? Habt Ihr viel gelesen? Ist das Nähkästchen fertig?"

Magnus schüttelte den struppigen Kopf. „Es war eine böse Woche," sagte er. „Die Gedanken bohrten mehr in mir als ich im Holz. Wenn das Zuchthaus die Anstalt für Selbsterkenntnis und Selbstverhöhnung ist, so müßte der einzelne genau auf die Leistungsfähigkeit seiner Nerven geprüft werden. Es kommt ein Punkt, an welchem angelangt sich ihm die Begriffe verwirren, so

daß er nicht mehr zwiſchen Gut und Böſe unterſcheidet."

Ein leiſes, ganz verwundenes Stöhnen war hinter dieſen Worten.

Der Pfarrer legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ihr müßt mehr an die Luft, Im Ebnet," ſagte er gütig, „mehr mit den anderen in den Hof gehen."

Da erhob ſich Magnus abermals. Die Erregung, in welcher er ſich befand, war jetzt ſichtbarer. Er nahm ſein Aufundabwandern wieder auf und ſagte dann, auf Pfarrer Ott zutretend: „Ich möchte heute einmal alles mit Ihnen durchſprechen, Herr Pfarrer, wenn Sie mir ſo viel Zeit geben können."

Der Pfarrer ſah auf die Uhr. Eine menſchliche Ungeduld trieb ihn zu ſagen, daß er noch andere Beſuche vorhabe. Dann ſchien das ihm auf einmal unrecht. Auch das Erſtaunen darüber, daß der Sträfling, der ſonſt nie aus ſich herausgegangen war, heute ſich einmal mitteilſam zeigte, zwang ihn zu bleiben. „Ich bleibe bei Euch, Im Ebnet," ſtimmte er zu.

Der andere ſtand jetzt an dem Schrank, auf dem die Taube ſaß, und als brauche er einen Freund zu dem, was er vorhatte, langte er mit den Armen hinauf. Das Tier ſchlüpfte in ſeine Hände. Er hob es herunter, und während der ganzen langen Weile, während welcher er nun ſprach, preßte er den zu-

traulichen Vogel dort an seine Brust, wo sein Herz schlug. Der Griff seiner Finger hatte etwas Zuckendes. Es war fast, als fröre er und hielte das Tierchen an das unruhige Herz, um dieses zu wärmen und seinen Schlag einzudämmen. Er hatte auch eine merkwürdige Art zu sprechen. Er blickte den Anstaltsgeistlichen selten an, sondern sah an den Boden oder ins Leere hinaus und sprach in einem verlorenen Ton wie mit sich selber. Nur zuweilen fragten seine Augen, ob jener dem zustimme, was er redete.

„Wenn ich mir das zurechtlege, was werden soll, muß ich mir vergegenwärtigen, was gewesen ist," begann Magnus Im Ebnet. „Es ist nur noch die Schwester übrig aus früherer Zeit. Eigentlich ist es erstaunlich, daß wir zwei so gar niemand mehr haben. Das macht vielleicht, weil die Eltern und Großeltern über See gewesen sind. Zu der Schwester muß ich also gehen, wenn ich hier wegkomme. Ich wundere mich, wie es sein wird. Manchmal habe ich Angst davor und manchmal freue ich mich. Aber die Angst ist meistens stärker als die Freude. Sie hat mir gestern wieder geschrieben, die Schwester Elise. Sie schreibt freundlich, ein wenig hart, dünkt mich. Aber sie schreibt, daß ich zu ihr kommen soll nach — dieser Zeit. Es ist ja auch das Natürliche, da doch alles ihretwegen geschah."

„Ihr seid immer dabei geblieben, daß alles ihretwegen geschehen sei," bestätigte der Pfarrer.

Im Ebnet ſchaute ihn faſt erſchreckt an, als habe die Zwiſchenrede ihn aus ſeinen Gedanken gerüttelt, und unwillkürlich ſenkte ſich dann ſein Kopf noch tiefer. Ein demutvoller Trieb zur Wahrheit beſaß ihn. Er fuhr fort, wie mit ſich ſelber und tief aus ſich ſelber zu ſprechen: „Ich bin dabei geblieben, aber nun weiß ich doch nicht, ob das ganz ſo war. Ich habe das alles tauſendmal erwogen. Wir hatten den Vormund, wir zwei Waiſen, die Schweſter Eliſe und ich. Wir lebten auf dem großen Bauernhofe dieſes Vormundes Johannes Waldis. Er hatte keine Kinder, und er hielt uns recht, war Geſchwiſterkind mit unſerer Mutter geweſen. So lange wir klein waren, ging es ganz gut. Des Johannes Waldis Frau lebte noch, und ſie hatten Freude an uns, ja verwöhnten uns faſt, obwohl der Vormund leicht ungeduldig wurde, wenn ihm an mir etwas nicht gefiel, und mich ein paarmal — er war ein jähzorniger Mann — ſchlug. Mit der Schweſter war er langmütiger. Er nahm ſie oft mit, wenn er über Feld ging, und war zärtlich zu ihr wie ein Vater oder faſt mehr als ein ſolcher. Oft, wenn ſie neben ihm auf der Bank ſaß, lag ihr hübſcher ſchwarzer Kopf an ſeiner breiten Bruſt, und er hielt ſie wie ein ſpielendes Kätzlein. So wurde ich ſechzehn und die Schweſter vierzehn. Ich mußte jetzt neben der Schule mehr als früher bei der Bauernarbeit helfen, wurde breit und ſtark dabei, aber die Arbeit gefiel mir

nicht. Ich liebte die Schule; Feder und Zeichenstift wußte ich viel besser zu führen als Hacke und Spaten, und in die Nacht hinein schreiben und lesen behagte mir besser als Frühaufstehen und Melken und Viehfüttern. Vielleicht war ich faul zur Arbeit, die der Vormund von mir erwartete. Ja, ich muß wohl faul gewesen sein, denn er war sehr unzufrieden mit mir. Die berechtigte Unzufriedenheit machte ihn ungeduldiger. Ich weiß, daß ich ihn damals fürchtete. Ich liebte ihn auch nicht, aber ich haßte ihn nicht. Ein gutes Wort dann und wann machte mich immer wieder zutraulich. Dann bat ich ihn eines Tages, nach der Sekundarschule in die Stadt übersiedeln und mich für einen Handelsberuf oder zum Zeichner ausbilden zu dürfen. Er lachte mich gleich aus, erwog den Plan nicht und schalt, ob ich mir ausgerechnet habe, daß man vor einem Kaufmannspult oder an einem Zeichentisch besser faulenzen könne. Ich fragte ihn nur einmal, aber den Wunsch in mir hatte er nicht totgeschlagen. Dieser Wunsch wucherte wie ein Unkraut. Er erstickte den letzten Rest der Geduld zum Bauernhandwerk. So zuwider wurde mir dieser Beruf, daß ich mich ins Gras warf, das ich hätte schneiden sollen, und schlief, daß ich das Vieh quälte, das man mir zu hüten gab, und daß ich mutwillig das Geräte zerbrach, mit dem ich werken sollte. Ein blinder, ohnmächtiger Zorn gegen die Pflicht, die man mir auferlegte, ergriff mich.

Der Vormund strafte mich. Er war ein großer, starker Mensch mit einem breiten Gesicht. Seine klotzigen Hände schlugen schwer. Meine Abneigung gegen die verhaßte Arbeit wendete sich jetzt gegen den, der sie mir aufzwang. Ich tat von nun an, was ich seinem Land und Vieh und Werkzeug antat, weil es ihm gehörte. Sein Groll wuchs zu Wut. Es war ein ewiger Krieg zwischen uns.

Dann starb seine gute Frau. Wir waren allein mit dem Vormund, die Schwester und ich und die Dienstboten.

Die Schwester wuchs und wurde schlank und groß, hatte schwarzes Haar, rote Lippen und dunkle Augen. Außer einer alten Magd war sie jetzt das einzige Weibsbild auf dem Hofe. Sie gefiel dem Vormund, obwohl sie noch ein Kind war. Weil sie noch ein Kind war, gefiel sie ihm zu viel. Er war sehr freundlich zu ihr. Um ihretwillen zeigte er sich sogar gegen mich eine Zeitlang nachsichtiger. Vielleicht spürte ich darum, was vorging.

Ich war ja selber noch zu jung, erst neunzehn, aber mich widerte des Vormunds beginnende Zutraulichkeit an. Sie war, der Schwester gegenüber, ein Locken. Es kam nicht von heute auf morgen, aber ich sah es in Wochen und Monaten kommen, und es erstickte mich fast — daß die zwei, der Vormund und die junge Schwester, immer vertrauter wurden. Ich sah, wie er ihr die Hand tätschelte, wie er den Arm um ihre Hüfte wand, wie er sie manch-

mal küßte und wie ſie es litt. Ich ſtellte ſie zur Rede, und ſie leugnete nicht, daß er ihr ſchön tue, ihr allerlei Geſchenke mache und daß es ſonderbar ſei von einem alternden Manne zu einem ſo jungen Ding. Aber ſie wies mich zurück, indem ſie ſchmälte, daß ſie ſich ſelber Hüter genug ſei. Ich wußte nicht, ob ſie mit ihm ſpielte, ob ſie ihm wirklich gut war oder ob er nur eine eigentümliche Macht über ſie beſaß. Ich fühlte nur, daß etwas Ungehöriges in ſolchem Weſen war. Lang aufgeſpeicherter Groll und frühere Abneigung gegen meinen Widerſacher und Plagegeiſt miſchten ſich mit meiner Entrüſtung. Das ſchürte und ſtachelte jahrelang in mir. Ich wurde zwanzig, einundzwanzig. Die Schweſter kam in die Heiratsjahre und war kein übles Ding. Aber es zeigte ſich kein Freier. Einmal hörte ich im Wirtshaus eine üble Bemerkung, die den Vormund und die Schweſter betraf. Ich geriet in einen unbeſchreiblichen Zuſtand von Schrecken und Zorn und hinterbrachte Eliſen, was ich gehört hatte. Sie wurde ſehr zornig und erzählte alles dem Johannes Waldis.

Es gab einen böſen Auftritt. Ich warf ihm alle Bedenken ins Geſicht, die mir das Herz jahrelang bitter und krank gemacht hatten. Am Ende erklärte ich, das Haus verlaſſen zu wollen, und verlangte mein Erbteil. Er gab mir keine Antwort. Ich machte mich hinter die Gemeindebehörde, allein er hatte mehr Einfluß als ich, und ſein Wort, daß

ich ein Faulenzer und Revoltierer ſei, wirkte mehr als meine Vorſtellungen. Ich bekam die Mittel nicht. So blieb ich weiter ſein Knecht. Und weiter dauerte das Weſen zwiſchen ihm und der Schweſter.

Da iſt es in mir erwachſen, Herr Pfarrer. Es war nur ein Fünklein einmal, ein bloßer Gedanke: Herrgott, den Waldis, den Tyrannen und Unheilsmann, erſchlagen könnte ich den, ſo blutig zuwider iſt er mir!

Das Fünklein glühte, erloſch und kam wieder ins Glimmen. Der alte Haß und Groll bliesen hinein, und es wurde ein Feuerlein. Die tägliche Unbill, die ich von dem rauhen Mann erlitt, half weiter ſchüren, und der Abſcheu vor dem Weſen, das der Ehre der Schweſter zum Schaden war, fachte das Feuer erſt recht. Es wuchs — wuchs — wuchs. Jetzt war das vom Erſchlagen nicht mehr ein einzelner Gedanke, jetzt war er das eine, fortwährende, bohrende, drängende Verlangen. Nicht daß ich es tun könnte, erwog ich nun, ſondern wie ich es tun könnte. Wochenlang habe ich es mit mir herumgetragen. Vorbedacht nannten ſie es beim Gericht; denn ich habe ihnen Wort für Wort und Wahrheit für Wahrheit gebeichtet, wie alles war. Eines Tages ſpät, da ich von einem Gang über Land nach Hauſe kam, ſah ich die Schweſter aus des Waldis Kammer kommen. Es waren die langen Sommertage, die erſt in den Nachtſtunden erlöſchen. Die Uhr hatte ſchon neun geſchlagen. Das Dunkel fiel ein und

lag ſchwarz über den Häuſern, Feldern und Bergen, aber der Tag hatte noch ſeine Brände zurückgelaſſen. Sie flackerten am Himmel und in Waſſertümpeln und in manchen Fenſterſcheiben wie Blut ſo rot. Sie müſſen mir auch in die Augen geſchoſſen ſein, denn die Stirn brannte mich, als ob ich Feuer im Schädel hätte. Von der Stunde an wußte ich, daß ich es tun würde.

Eine Woche lang umlauerte ich den Vormund Waldis noch. Eines Nachts aber erwürgte ich ihn, ihn von hinten überfallend, und ſchleppte ihn auf das Gleis der Bahn, die unweit des Gutes vorüberführte. Da ſollten ſie ihn vom Zug überfahren finden, aber ſie fanden ihn vorher.

Die Schweſter ſagte ſogleich aus, daß ſie mich für den Mörder halte."

Magnus Im Ebnet fröſtelte ſtärker. Näher preßte er mit den kranken Händen die weiße Taube an die Stelle, wo das Herz war, und ſchaute ſich hilflos in der Zelle um. Dann fuhr er weiter: „Die Schweſter beſtritt, daß zwiſchen ihr und dem Vormund irgend etwas Ungehöriges geweſen ſei. Sie rühmte ſeine Gutmütigkeit und Freigebigkeit und daß er nur manchmal tolpatſchig zärtlich geweſen ſei. Sie gab aber zu, daß er gegen mich nicht ſich gezeigt hätte wie gegen ſie und wie es ſeine Pflicht geweſen wäre. Darin alſo ſagte ſie die Wahrheit. Hat ſie ſie auch bezüglich des anderen geſagt? Ich weiß

es nicht. Vielleicht war ich blind. Oder verblendet. Vielleicht habe ich mich geirrt. Ich habe nun viele lange Jahre nachgedacht und gefunden, daß ich mich — vielleicht geirrt habe und daß Menschen vielleicht so sein können oder müssen. Vielleicht hatte der Vormund — an die Schwester eine späte Hoffnung gehängt. Vielleicht sah er in mir ein Hindernis und bestand dieselbe unbestimmte und unerklärliche Abneigung, wie sie in mir gegen ihn keimte, auch in ihm gegen mich und leitete ihn gegen besseren Willen. Vielleicht bedurfte die Schwester meines Schutzes gar nicht. Vielleicht war sie dem Erschlagenen gut. Tausendmal habe ich mich selbst ausgefragt über mich selbst und mir geantwortet, daß ich nicht mehr täte, was ich getan habe, nicht der schweren Strafe wegen, sondern weil ich den Toten nicht mehr hasse. Etwas wie Mitleid ist in mir, Herr Pfarrer, mit dem Erschlagenen, der Schwester, mir selber und unserem Menschentum. Wir sind ohnmächtig vor den Strömen unserer inneren Triebe, wir meinen zu treiben und werden getrieben. Unablässig habe ich nachgedacht. Einmal war ich jung und heiß. Jetzt bin ich kühl und still. Die Bücher, die Sie mir liehen, haben mir geholfen, aus dem Bauernburschen ein Mann von einiger Bildung zu werden. Ich blieb kein von Weltverlassenheit abgestumpfter Mensch. Ich freue mich auf die anderen Menschen, es verlangt mich, wieder unter sie zu treten. Manch-

mal freilich ſtelle ich mir vor, daß ſie nichts werden von mir wiſſen wollen."

Wieder unterbrach ihn jetzt der Pfarrer: „Darauf müßt Ihr Euch ſchon gefaßt machen, Im Ebnet; es wird nicht alles ſo glatt gehen, wenn Ihr hinaus kommt."

Der Sträfling ſchaute ihn an. Seine Augen wurden groß, halb vor Spannung, halb vor leiſer Angſt. „Ja, ja," ſprach er ſo ins Leere hinaus.

Dann fuhr er grübleriſch fort: „Die Schweſter freut ſich, ſchreibt ſie. Wir ſind doch ſchließlich allein, wir zwei, in der Welt, ſchreibt ſie. Das iſt ja auch wahr. Ich habe ſie gefragt, ob ich bei ihr wohnen kann, doch darauf hat ſie mir nicht geantwortet, darauf nicht."

„Das wird ſich ſchon finden," ſagte der Pfarrer.

Magnus Im Ebnet brummte etwas in ſich hinein, wie es Menſchen tun, die lange und viel allein geweſen ſind.

Der andere verſtand es nicht.

Aber nach einer Weile wendete ſich der Büßer zu dem Geiſtlichen zurück. „Sie haben mir verſprochen, Herr Pfarrer," ſagte er, „daß Sie mir zu einer Stelle verhelfen wollen, zu einer Arbeit, die mir im Leben weiterhilft. Darüber bin ich ſchon froh. Wir haben ja auch etwas, die Schweſter und ich. Gerade hungern müſſen wir nicht. Es iſt mir lieb, weil — ich die Leute dann nicht mehr bemühen muß, als nötig iſt."

„Wir werden ſehen," erwiderte der Geiſtliche. „Wir werden ſehen. Seid ohne Sorge!"

Dann gab er Im Ebnet die Hand. Die ſeine war ſchmal und lang, wie Gelehrtenhände ſind, aber die des Im Ebnet lag noch zarter darin.

Pfarrer Ott entfernte ſich. Er war bewegt, wie immer, wenn er dieſe Zelle verließ. Keiner von den vielen, die in dieſem Hauſe die Zeit der Buße ertrugen, erlebte ſie ſo tief wie Magnus Im Ebnet.

Zweites Kapitel

Der Frühling war da, als Magnus Im Ebnet die Welt wiederſah. Anders hatte er ſie ſich in der Anſtalt gedacht, anders erſchien ſie ihm. Wenn er im Hof des Gefängniſſes mit den übrigen Unglücksgeſellen ſich hatte ergehen dürfen, immer im Kreiſe, immer denſelben Weg der hohen Hofmauer entlang, hatte auch der blaue Himmel über ihnen geleuchtet. Die Sonne war auf das Pflaſter gefallen, und Vogelſingen hatte über die Mauer herübergeklungen, allein es war doch nur wie ein Trugbild der Welt geweſen, der Welt, in die man nicht hineindurfte, die da kein Ganzes war. Nun ſah er das volle, lückenloſe Bild, weite grüne Matten, dunklere Wälder, blauen Bach und leuchtenden Himmel. In allen Büſchen ſang und zwitſcherte es. Leben war hier und Weite und freie, köſtliche, flimmernde Luft.

Magnus Im Ebnet ging in einem dunkeln Anzug. Obwohl angemeſſen, ſaß dieſer faſt wie das Büßergewand weit an den hageren Gliedern, und die Armgelenke und Hände wie das Geſicht erſchienen noch bleicher als in der Zelle. Auf dem

dünnen, braunen Haar saß ein weicher, schwarzer Filzhut. Gepäck hatte der Wanderer keines bei sich. Seine Habseligkeiten wollte er sich später holen, wenn er wußte, wie — alles werden sollte. Nur einen kleinen, runden Korb trug er in der Hand, den ihm der Pfarrer geliehen hatte. Er ließ sich damit auf einen weißen Randstein an der Straße nieder, die querfeldein von der Strafanstalt ins Land hinausführte. Dann öffnete er den Deckel ein wenig und sah hinein.

Ein Girren scholl ihm entgegen.

„Was machst du, Hans, guter Hans?" fragte er.

Dabei kam ihm etwas vor den Atem, als quelle ein Schluchzen in ihm auf. Lange, endlose Zeit in enger Zelle wurde wieder lebendig. Die Zelle hatte ein kleines Fenster. Ein Splitterchen Tag hatte hereingeschienen. Wie war das Heute verschieden von gestern!

Er zögerte weiterzugehen. Das Körbchen schließend, schaute er sich um. Die Wiesen blühten. Ein Schaum von Gelb war über sie hingestreut. Auch die Bäume prangten. Schneeweiße Riesensträuße, standen sie auf grünem Grund. Dort flatterte ein Schmetterling und schillerte wie eine lebendig gewordene Blume. Aus einem Bauernhofe drüben stieg ein Räuchlein empor, dünn und blau und zitternd in der heißen Luft. Die Brust wurde Magnus eng. Er sah alle die Pracht, die Wunder ringsum. Er durfte das alles sehen. Nie-

mand durfte es ihm wehren. Er war frei. Er konnte nicht mehr in Strafe kommen. Welch ein Gefühl für einen Geſtraften — zu wiſſen, daß keine Gefahr für Strafe mehr war!

Endlich verließ er den Stein wieder. Er hatte eine beträchtliche Wanderung vor ſich, aber er gedachte ſie ganz zu Fuß zu machen. Eile hatte er ja doch nicht. Die Gegend war ſchön. Wer wußte, ob auch die nächſte Stunde ſo bleiben würde! Er ſchritt fürbaß zwiſchen den blühenden, warmen Wieſen hin, manchmal auch eine Weile durch Wald, ein andermal durch ein Dorf. In den Ortſchaften häufiger als unterwegs begegneten ihm Menſchen. Er zog immer freundlich den Hut vor ihnen. Manche ſahen ihn an und grüßten ihn ebenſo freundlich oder zögernd oder mürriſch wieder, andere achteten ſeiner nicht. Zuweilen ſchien ihm auch, als ob einer oder der andere mißtrauiſch ſei; einmal glaubte er zu hören, daß zwei Frauen hinter ihm berieten, wer er wohl ſein möge. Wenn er aber ein herzliches „Guten Tag“ hörte, rührte es ihn immer faſt zu Tränen; ſo ſehr freute er ſich über einen ſolchen Gruß.

Hinter einem Dorfe ſtand an einem mit Draht vergitterten Wieſenzaun ein kleines Mädchen. Das hatte einen Ball hineingeworfen und mühte ſich umſonſt, ihn wieder herauszubekommen. Dem Weinen nahe, blickte es ihn an, als er näherkam. Er ſah drüben einen Rechen ſtehen, holte ihn und

fischte mit dem das Spielzeug des Kindes heraus. Dieses hatte den Kopf voll blonder Locken und erhob vergnügte, schöne Augen zu ihm, als er ihm den Ball reichte. Dann dankte es ihm halb verlegen, halb zutraulich. Er hatte so lange kein Kind mehr gesehen und konnte den Blick gar nicht von dem lieblichen Gesichtlein nehmen. Weil er aber nicht wußte, was er sagen sollte, schritt er weiter, kehrte jedoch plötzlich zurück, öffnete sein Körbchen und ließ das Mädchen die Taube sehen.

„Gelt, das ist lieb?“ fragte er.

Und die Kleine bewunderte nach Kinderart: „Nein, wie schön!“

„Hans heißt sie,“ erzählte er.

Die Taube hob beim Klang seiner Stimme den Kopf.

Das Kindchen strich mit einem furchtsamen Finger über das weiße Gefieder des Vogels. Gerade so furchtsam legte er einen Augenblick seine Hand auf sein blondes Haar.

Wohl ein dutzendmal drehte er sich um, als er dann seinen Weg fortsetzte.

Das Kindlein stand und winkte.

Auch er wehte mit der Hand. Lange trieben sie das Spiel, und es tat ihm leid, als ein neues Waldstück ihm den Anblick des kleinen Mädchens entzog.

Während er an einem Rain das Mittagsbrot verzehrte, das der Pfarrer Ott ihm mitgegeben,

mußte er wieder an die Anſtalt denken. Jetzt war dort auch Mittagszeit. Es überlief ihn kalt. Wenn er wieder dorthin zurück müßte! Wenige Stunden war er nun fort, und ſchon ſchien ihm der Gedanke unerträglich.

Es ging gegen den kühlen Abend, als er dem Dorf Gerikon ſich näherte, das ſein Ziel war. Den ſpitzen roten Kirchturm hatte er ſchon lange über die Bäume ragen ſehen. Der Turmhahn glänzte in der Abendſonne. Eine Glocke läutete. Die gedämpften, manchmal vom Winde oder durch irgendeine Fernwirkung unterbrochenen Klänge ſchienen mit dem Goldſchein verwoben, den der Abend über die Gegend legte. Das Singen und Schimmern war ſo wunderſam, daß er ſeinen Einzug faſt im Gefühl hielt, es ſei Sonntag oder ihm oder anderen zulieb im Dorf eine Feierlichkeit.

Er hatte den Ort nie vorher geſehen, allein er wußte ſeinen Weg nach der Weiſung des Anſtaltsgeiſtlichen und ſah auch ſchon von weitem ſein Ziel, das Häuslein der Schweſter, vor ſich, das ziemlich am Ende der Straße, in welche er einbog, lag und wie manche andere eine Firmatafel trug.

In guter Stimmung kam er an dieſes letzte Haus der nur wenig gebogenen Straße. Es war geradeſo ſauber weiß getüncht wie die meiſten anderen, und ſeine Fenſterläden leuchteten in einem freundlich dunkeln Grün. Eine Holztafel über einem kleinen Laden im Erdgeſchoß beſagte, daß hier die

„Handlung" von Elise Im Ebnet sei. Zwei Steintritte führten zu seiner Tür. Das einzige Schaufenster daneben enthielt eine Pyramide aus Seifenstücken, ein paar Suppenwürzeflaschen, Schokoladetafeln, Konservenbüchsen und dergleichen schöne Dinge mehr, und es schien mehr ein nüchterner denn ein künstlerischer Sinn, der das alles hart und unvermittelt nebeneinander hingestellt. Im Laden befand sich niemand. Als Magnus auf die Klinke drückte, bemerkte er, daß die Tür geschlossen war. Nun hätte er wohl an dem eisernen Griff ziehen können, der die Ladenklingel in Bewegung setzte, allein irgendwie scheute er sich, wie ein Kunde die Schwester zu bemühen, bog daher um die Hausecke und trat, auch da über einige Stufen hinansteigend, in die Wohnung, die zu seiten und im Rücken des Ladens sich befand. Zwei Schilde neben der Haustür wiesen ihn zurecht, von denen das eine den Namen der Schwester, das andere denjenigen des Hauseigentümers und Gemeindeschreibers Schultheß trug. Ein Flur führte an eine Gemachtür. Auch diese war geschlossen. Als er anklopfte und auf eine Antwort lauschte, girrte seine Taube in ihrem Korbe, drinnen aber regte sich nichts. Indessen stieg aus einem Kellergeschoß, zu dem neben der Tür ein Eingang offen stand, jemand mit schlürfendem Schritt herauf, und Magnus wunderte sich nicht, daß gleich darauf die Schwester vor ihm stand. Sie trug eine frisch ge-

füllte Petroleumblechkanne in der feuchtfetten Hand und war ein mittelgroßes, grobknochiges Frauenzimmer mit rauhem schwarzem Haar und einer gesunden, unzarten Haut. Sie war nicht häßlich, sondern mochte vielleicht in noch jüngeren Tagen ein ganz ansehnliches Äußeres besessen haben, doch war ihr nichts von dem weichen Reiz der Jugend zurückgeblieben. Nur die großen braunen Augen mit den wie hohe Regenbogen so gleichmäßig darüber hinweggeschwungenen Brauen milderten ein wenig den männlichen Ausdruck ihrer Züge.

Die Elise Im Ebnet stutzte einen Augenblick, als sie Magnus so plötzlich erblickte. Dann sagte sie: „Ah, da bist du?“ und schaute auf ihre petroleumfeuchte Hand nieder. „Ich kann dir nicht klöpfen,“* erklärte sie.

Sie sprach die unschöne Mundart der dortigen Gegend mit besonders breiter Härte.

Magnus legte die Hand auf den dunkelgestreiften Ärmel ihrer Flanellbluse. „Schon gut,“ erwiderte er. Seine Hand war weibischer als die ihre, seine Stimme sanfter.

Sie schloß ihm die Wohnung auf. Er kam in einen wenig hellen Vorraum, wo sie ihn ein paar Minuten stehen ließ, während sie ihre Kanne in den Laden trug.

---

* Die Hand geben.

„Du mußt entschuldigen, ich habe eben meine Arbeit," bemerkte sie, zurückkommend.

Magnus schien, sie habe alles, was sie sagte, sich vorher überlegt; denn es klang so angelernt und beflissen. Freude war sicher nicht darin.

Jetzt führte sie ihn in ein Wohnzimmer, in dem er bekannte alte Möbel stehen sah, die sie beide von den Eltern ererbt und schon beim Vormund gehabt hatten.

„Ich will dir auch gleich zeigen, wo du dein Zimmer hast," erklärte sie eilig.

Seine Tür lag hinter einem großen, dunklen Schrank, der im Flur stand. Es sah aus, als käme man in eine abgetrennte, entlegene Behausung. Aber auch da fand er bekannte Möbelstücke, und die weißen Vorhänge an dem ins Grün einer Wiese hinausschauenden Fenster ließen in der Sonne das Muster ihres billigen Spitzenwerks freundlich schimmern.

„Hast du kein Gepäck?" fragte Elise.

„Ich hole es morgen," antwortete Magnus.

Da tat sie die drei Schubladen einer braunen Kommode und einen Schrank auf und zeigte ihm Kleider und Wäschestücke. „Deine Sachen," murrte sie.

Er dankte, nahm ihre Hand, wunderte sich, wie rauh diese war, und spürte ihr leises Widerstreben, während er sie drückte.

Elise blickte auch merkwürdig unruhig um sich,

als ob sie nun Angst habe, mit ihm allein zu sein. Ein ähnliches Unbehagen befiel auch ihn. Sie fühlten beide, daß sie von Vergangenem sprechen sollten, aber besonders Elise schien bestrebt, den Augenblick hinauszuschieben.

Sie näherte sich plötzlich der Tür. „Du wirst dich zurechtmachen wollen," sagte sie. „Nachher mußt du etwas essen."

Sie hielt schon die Klinke in den Händen, aber Magnus sagte, er brauche nicht lange, und bat um etwas Wasser für die Taube. „Sie ist mir vor Jahren zugeflogen," erzählte er, indem er den Korb öffnete.

Elise schaute auf das Tier und dann auf ihn. Sie dachte daran, woher er kam.

In diesem Augenblick ertönte die Ladenklingel. Elise wendete sich um und durchschritt den Flur. Magnus, die Taube auf der Schulter, folgte ihr wie ein Kindlein, das sich an der Mutter Schürze hängt; allein sie machte ihm die Ladentür vor der Nase zu. Er sah wohl, wie sie besorgte, daß er ihr folgen möchte. Da erschien ihm der Flur plötzlich sehr dunkel. Fast hatte er ein wenig Verlangen nach seiner Zelle. Neben der Wohnstube sah er die Tür zur Küche geöffnet. Die Taube war durstig; er trat hinein, um ihr Wasser zu geben, obgleich ihm selbst schien, er nehme sich zu große Freiheit. Es ist doch deine Schwester, bei der du bist, tröstete er sich.

Elise kam gleich zurück. Sie war hochrot im Gesicht. „Da bist du?“ sagte sie. Die Worte klangen wie: „Was suchst du da?“

„Ich habe mir erlaubt, das Wasser selber zu holen,“ antwortete er freundlich.

Sie wandte ihm den Rücken und trat in die Wohnstube. Aber nach einer Weile holte sie ihn zum Essen. Er fand einen Teller und ein Glas.

„Laß es dir schmecken,“ sagte Elise. Sie gab sich sichtlich Mühe, ihm die Heimkehr nicht schwer zu machen; es gelang ihr nur nicht gut, ihr Gemüt half ihr nicht dabei.

Magnus ließ sich nieder. Die Taube flog auf die alte Kommode, die in der Stube stand. „Wenn dir das Tier unangenehm ist, trage ich es hinüber,“ sagte er zur Schwester.

„Laß nur,“ antwortete sie, aber es klang sehr knapp.

Er schnitt sich Brot und nahm von der ihm vorgesetzten Speise.

Plötzlich fühlten beide, daß es sehr still geworden war. Sie suchten nach Worten und fanden keine gleichgültigen mehr. Die Vergangenheit stand nun doch auf. Sie war wie eine dunkle Wolke, die immer schwärzer wird und immer schwüler droht.

Elise setzte sich ebenfalls. Auf einmal stöhnte sie.

Magnus Im Ebnet schwieg. Der Bissen quoll ihm im Munde. Er erfuhr jetzt, daß er die Welt,

in die er nach ſo langer Zeit wieder getreten war, nicht anſehen durfte wie die anderen Menſchen, daß er ein anderer als ſie war, und daß ſie ihn als einen anderen betrachteten. Aber eigentlich war er mehr erſtaunt als erſchreckt. Noch erfüllten ihn die ſtille Neugier, mit welcher er aus der Anſtalt getreten war, und die wunſchloſe Ruhe und Genügſamkeit, die ſeine Befreiung in ihm auslöſte.

„Iſt es dir ſehr unangenehm, daß ich gekommen bin?“ fragte er die Schweſter.

Dieſe preßte ein baumwollenes Taſchentuch an den Mund und verſicherte: „Nein, nein!“

Dann ſchaute ſie aus dem Fenſter und nagte an der Lippe. „Es iſt nur ſchwer zu tragen,“ ſagte ſie.

„Die Menſchen wiſſen es auch alle,“ fügte ſie bald hinzu.

„Ich wäre nicht gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß es dir ſo läſtig wäre,“ ſprach Magnus, worauf ſie raſch verſicherte, das ſolle er nicht ſagen, ſie habe ihm ja geſchrieben, daß er kommen ſolle. Sie gehörten ja auch zuſammen. Und wo er denn ſonſt hin wollte?

Ihr Ton war heftig, doch ſchien ſich Rührung dahinter zu verbergen.

Magnus fühlte, daß es unnütz war, zu reden und zu rechten. Er ſaß und blickte in den Tiſch.

Und ſollten ſie nun von ihrer Jugendzeit

sprechen? Sie suchten nach den Brücken. Aber sie kamen nicht dazu. Lange — lange schwiegen sie. Die Taube auf dem Schrank äugte mit zierlich geneigtem Kopfe nach den beiden stummen Menschen.

Endlich raffte Elise sich wieder zusammen. „Wenn es dir recht ist, so will ich nachher mit dir zum Gemeindeschreiber hinaufgehen," sagte sie. „Es wird anständig sein, daß du ihn gleich aufsuchst, weil du doch bei ihm arbeiten sollst."

Magnus spürte, daß ihr der Gang schwer wurde. „Ich kann auch allein gehen," schlug er vor.

Aber das wollte sie nicht haben.

So stiegen sie denn nach einer Weile ins erste Stockwerk hinauf.

Der Gemeindeschreiber saß in einer großen, hellen Stube, die ein Holzgeländer in einen größeren und einen kleineren Raum teilte. Während jener leer und für die Besucher der Amtsstube bestimmt war, enthielt dieser mit Büchern und Akten belegte Tische und einen Eisenschrank. Der Gemeindeschreiber Ludwig Schultheß beugte sich über ein großes Buch. Er war ein älterer, untersetzter Mann mit einer platten Stumpfnase, einem Rundbart und einer Brille, über die er nun, die Stirn hochgezogen, nach den Eintretenden blickte.

Magnus Im Ebnet war gefaßt darauf, daß ihn auch hier die kleinen Dornen stechen würden, die seit seinem Eintritt in Gerikon ihn geplagt hatten. Den

Hut in der Hand, hielt er sich bescheiden im Hintergrunde.

Elise trat an das Geländer heran.

Schultheß erhob sich. Er schien etwas auf die Mieterin zu halten, denn er war freundlich, wenn er auch den Amts- und Würdenmann herauskehrte.

„Das ist mein Bruder," stellte Elise Magnus vor.

Dieser trat näher.

Schultheß reichte ihm die fleischige Rechte oder wenigstens zwei Finger davon, ihn zugleich ein wenig von sich abhaltend, als wolle er ihm gleich bedeuten, wo er hingehöre.

„So — so, sind Sie gekommen," sprach er in die Luft hinaus.

„Sehen Sie sich um," fuhrt er fort. „Alle diese Schreibereien" — er ging um die Tische herum und lüpfte da und dort ein paar aufeinandergehäufte Aktenblätter in die Höhe — „sind noch zu erledigen. Jetzt haben sie mir auch noch das Grundbuch übergebunden, und das Zivilstandsregister habe ich, und zum Kirchenratschreiber wollen sie mich auch haben."

„Es ist mir lieb, wenn Sie morgen gleich anfangen," bestimmte er zuletzt.

Im Ebnet erklärte sich gern bereit. Er sprach mit der leisen, heiseren Stimme und in der schüchternen Art, die er aus seinen Büßerjahren hatte.

Elise war beiseite gestanden. Ihr schien, daß der Besuch ein Ende nehmen könnte.

„Wir können jetzt wieder gehen," unterbrach sie mit harter Stimme.

Der Bruder gehorchte sogleich. Er hörte, wie sie aufatmete, als sie die Türklinke wieder in Händen hatte.

„Bis morgen," sagte der Schreiber. Er saß schon wieder vor seinem Buche.

Als die Geschwister in ihren Flur hinunterkamen, schien Elise unschlüssig, was nun werden sollte.

Magnus fühlte heraus, daß er ihr helfen mußte.

„Ich will in meine Stube gehen," sagte er.

Sie trennten sich.

Er fand das dunkle Flurende und seine Tür. Dann war er allein. Mitten in seiner Stube blieb er stehen. Er lauschte hinaus, ohne es zu wissen. Es war alles draußen geblieben, alles das Fremde. Er war wieder mit der stummen Taube allein, die ihn jetzt mit ihrem Girren daran mahnte, daß sie da sei. Er atmete tief, aber ein Druck, der auf seiner Brust lag, wich nicht. Er war doch recht fremd hier.

Das Fenster des Zimmers stand offen. Draußen lag die blumige Wiese, standen blühende Bäume. Abendwärme quoll herein, und die Stimmen der Insekten summten unterm Fenster. Das war schön! Schön, das zu sehen und zu hören von einem Raum aus, wo niemand einen sah.

Im alten Schreibtisch seines Vaters, der schon

auf dem Bauernhofe des Vormundes in seiner Stube gestanden, steckte der Schlüssel. Er legte seinen Hut weg und setzte sich, die Klappe herunterlassend, vor den Sekretär. Aufs Geratewohl zog er ein paar der kleinen Schubladen auf, die darin waren. Sie waren alle gefüllt. Natürlich! Das waren die Dinge, die sonst der Vormund in Verwaltung gehabt hatte und die dann wohl an die Schwester übergegangen waren, Dinge, die aber ihm gehörten. In einem Mittelfach lag Papier und stand ein Tintenfaß. Es fiel ihm ein, daß er dem Anstaltspfarrer schreiben könnte. Er wollte ihn darum angehen, ihm seine Sachen durch die Post zu schicken, da der Gemeindeschreiber ihn nun doch schon morgen zur Arbeit haben wollte.

Unterm Schreiben wurde ihm das Herz warm. Er erinnerte sich, wie gut der Pfarrer Ott zu ihm gewesen. Der Dank dafür quoll in seinen Brief.

„Es ist seltsam, in einer ganz anderen Welt zu sein," schrieb er zum Schluß.

Nachdem er den Brief beendet, kramte er in seinen Schubladen weiter. Er fand Briefe seiner Eltern, Rechnungen von der Hand des Vormundes, die er mit einem leisen Schaudern wieder hinlegte, wo er sie genommen. An einem anderen Ort lagen Wertpapiere und ein Rechnungsbuch mit Eintragungen der Schwester. Sie hatte seine Geschäfte wohl besorgt. Es war ein kleines Vermögen da für ihn beisammen. Unter den Wertpapieren

lagen ein paar Anleihensloſe. Er ſah ſie durch, denn er hatte nie welche geſehen. Wie töricht, dachte er, derlei zu kaufen, derlei Hoffnungen auf Zufall zu hegen.

Noch während er ordnete, kam Eliſe. Sie begann ihm allerlei zu erklären, was auf den Schrankinhalt Bezug hatte, und wurde dabei ganz eifrig. Das Geld und die Freude am Gelde ſchien ſie vergeſſen zu machen, was ihr ſonſt am Bruder nicht recht war.

Drittes Kapitel

Am anderen Morgen saß Magnus Im Ebnet in der Stube des Gemeindeschreibers. Der Tag war nicht mehr so hell wie der gestrige. Die Sonne kam nur dann und wann zu Besuch und war bleich und dünn wie ein Geist. Der Himmel war grau, und an der Berglinie im Westen schoben sich Regenwolken herauf.

Magnus hatte keiner langen Einführung bedurft; er bekam einen Stoß Grundbuchzettel und mußte sie in einen Folianten eintragen. Er hatte die Nacht gut geschlafen, mit einer fast sorglosen Seele sich erhoben, die Schwester gegrüßt, sein Frühstück empfangen und seine stille Laune nicht verloren, obwohl Elise nur das Nötigste sprach. Jetzt bog er sich über sein Buch und war ganz erfüllt von der Wohltat, eine Pflicht zu haben. Er dachte nicht weit nach und vergaß sogleich selbst den ihn über die Brille hinaus beobachtenden Schreiber, so sehr sagte es ihm zu, mit sauberer, kleiner Schrift Bemerkungen, Maße und Zahlen in die Buchkolonnen zu setzen. Er malte mehr als er schrieb und freute sich an der zierlichen Form der Buchstaben und Nummern.

Schultheß, der einmal über seine Schulter sah, sagte: „Eine schöne Schrift haben Sie.“

„Danke, Herr Gemeindeschreiber,“ erwiderte er und war ganz der Knecht neben dem Brotgeber und des Lobes froh.

Als er etwa eine halbe Stunde so gearbeitet hatte, kam Schultheßens Frau herein. Sie tat leise die Tür auf; er sah sie nicht und achtete gar nicht darauf, daß jemand eingetreten war. Er fühlte nur plötzlich, daß man sich hinter ihm mit ihm beschäftigte. Dann gewahrte er ein Weib mit einem spitzen Klatschbasengesicht mitten in der Stube. Sie grüßte nicht, sondern starrte ihm so lange ins Antlitz, daß er eben fragen wollte, was sie wünsche. Da wendete sie sich ihrem Manne zu und machte eine weithergeholte Bemerkung, die ihr Kommen erklären sollte. Magnus erkannte, daß sie nur seinetwegen und aus Neugier da war. Es störte ihn und machte ihn unruhig.

Im Laufe des Morgens ereigneten sich mehr Dinge, die sein Gleichgewicht beeinträchtigten. Er hatte nach dem inzwischen wieder erfolgten Abgang der Gemeindeschreiberin noch nicht völlig sich selbst wiedergefunden, als zwei Knaben derselben die Tür aufrissen und die Köpfe hereinsteckten.

Der Schreiber schimpfte eins, und sie schlugen die Tür wieder ins Schloß.

Aber nach abermals einer Weile brachten dieselben Kinder dem Vater ein Vesperbrot und

hatten ein drittes Geschwister, ein etwa sechsjähriges Mädchen, bei sich, das des Vaters gar nicht erst achtete, sondern sich dicht vor Magnus aufpflanzte und, den Finger im Munde, ihn ähnlich der Mutter wie ein Wundertier angaffte. Bald nahmen auch die Buben an der Musterung teil.

Es möchte jedem Neuen so gegangen sein, allein Im Ebnet spürte, daß ein Ungewöhnliches ihn zum Mittelpunkte der Familienteilnahme machte. Er hatte ein geflüstertes: „Das ist er jetzt", gehört und ergänzte es sich selbst: Der aus dem Zuchthause. Er fühlte sich auf seinem Stuhl unsicher, hätte sich lieber unter dem Tisch verborgen.

Später kamen Leute von auswärts ins Zimmer. Sie hatten Geschäfte mit dem Schreiber und musterten ebenfalls den neuen Gehilfen. Bei einigen gewann Magnus wiederum den Eindruck, daß er die Ursache ihres Kommens und die Geschäfte der Vorwand waren.

Schultheß mußte mit einem solchen Besuch hinausgehen. Er gelangte bis an die Tür, drehte sich dort plötzlich um, ging zu seinem Pult zurück und schloß es geräuschvoll ab, ehe er die Stube verließ. Es war ihm eingefallen, er könnte den Gehilfen mit dem offenen Pulte und einigem Gelde darin nicht allein lassen.

Magnus Im Ebnet hielt mit Schreiben inne. Er schaute sich um, sah dann aus dem Fenster. Ein paar Regentropfen flitzten mit einem silbrigen

Aufleuchten an dieſem vorbei. Magnus ſeufzte. Es war doch nicht ſo leicht, jetzt wieder hier draußen zu ſein. Man ſollte ſich beſſer verbergen können. Aber zu verdenken war es den Leuten am Ende nicht. Sie waren mißtrauiſch! Ganz recht — er hatte zwar nicht wegen Diebſtahls geſeſſen, aber — Verbrechen war Verbrechen, und die Leute hatten ihr Recht zur Vorſicht. Auch zur Neugier. Es geſchah hier auf dem Dorfe gewiß wenig von Bedeutung. Alſo mußte ſeine Ankunft doch Aufſehen machen. Und wenn ſie es mit dem Gaffen zu auffällig machten, je nun, manche Leute hatten es eben nicht anders in ſich, wußten es nicht beſſer. So ſprach er ſich ſelber zu. Aber weh tat es ihm doch.

Und weh tat es ihm, als am Abend desſelben Tages Schultheß, der Gemeindeſchreiber, das Poſtbuch mit ein paar Wertſendungen richtete und dabei ſagte: „Sie müſſen dann noch zur Poſt, Im Ebnet,“ dann aber eine Viertelſtunde ſpäter ſeine älteſte Tochter an ſeiner Stelle ſchickte, als habe ihn der Auftrag an ihn ſelbſt gereut.

Er ſtand gerade vor einem Häuflein Briefe, auf die er Marken klebte, als die Berta Schultheß eintrat. Das große, blonde Mädchen mit der von Arbeit im Garten gebräunten Haut, zähen, eckigen Gliedern, großen blauen Augen und einem ſchönen, ſtillen Geſicht, ſah ihn ruhig an, wünſchte ihm freundlich Guten Tag und war der erſte Menſch,

an dem er keinerlei aufdringliche Neugier bemerkte. Ihre Erscheinung kam ihm nicht sogleich wieder aus dem Gedächtnis, und er empfand eine dankbare Freude, als sie ihm an diesem Tage noch einmal begegnete, ihm wiederum dasselbe schlichtfreundliche Wesen zeigend.

Am Abend saß er in seiner Stube. Seine Habseligkeiten waren schon gekommen und ein freundlich ermunternder Brief des Anstaltspfarrers. Er dachte über diesen und über den verlebten Tag nach. Er war nicht länger bei der Schwester drüben geblieben, als die Mahlzeit erfordert hatte. Es schien ihm besser so, und er sah voraus, daß es fortan so bleiben werde; es war ihnen beiden wohler, wenn sie nicht zu sehr aneinander erinnert wurden. Die Stille der Stube erfüllte ihn mit Ruhe. Die Blicke, das Wesen, die Worte der Menschen stachen wie Messer oder wie wetterglühende Sonne. Das Alleinsein war besser. Ob das nun immer so bleiben würde? Wahrscheinlich! Nein, sicher! Aber er — war ja selbst schuld daran.

Wie schon oft in den vielen, vielen Jahren stieg die Vergangenheit in ihm auf. Daß er das getan hatte! Heute wie die hundert anderen Male brannte ihn die Reue. Aber was half es? Es war nicht auszulöschen, nicht wegzuwünschen. Das ganze Leben hindurch mußte es nun ertragen sein. Und das Wesen der gerechten Menschen dazu. Denn gerecht waren sie, daran ließ sich nicht rütteln.

Die Berta freilich — aber die war vielleicht mit ihren Gedanken ganz wo anders gewesen. Und ihr Mißtrauen, ihre Mißachtung würde sich schon noch zeigen.

Im Ebnet ächzte. Was er trug, war schwer. Mit hastigen, zitternden Händen griff er nach der Taube, die auf dem glatten Tisch herumtrippelte. Er preßte sein Gesicht an ihr Gefieder. Sein Herz hatte Durst nach Liebe.

Aber als er sich später niederlegte, schlief er doch bald ein. Über seinem Fenster standen klare Sterne. Dennoch ist es dir gut ergangen, dachte er im Einschlafen, denn du bist frei von Strafe.

Aus dem ersten Tage wurden die anderen, aus den Tagen Wochen. Sie glichen einander stark, die Tage und Wochen. Manchmal waren sie voll beruhigender, mit Zufriedenheit erfüllender Arbeit. Manchmal brachten sie Widrigkeiten.

Magnus war einmal gegen des Gemeindeschreibers Kleinsten freundlich und legte ihm die Hand auf den Kopf. Das sah die Schultheßin, riß das Kind hinweg und sah ihn mit einem Blick an, als hätte er die Pest.

Einmal machte er in einem Buche einen Fehler, und Schultheß, der sich leicht aufregte, wurde grob und warf ihm das Wort an den Kopf: „Passen Sie besser auf! Für so flüchtige Arbeit kann ich mir einen anderen nehmen als Sie."

So gähnte ihn zeitweilig die Verachtung an.

Die Schwester veränderte sich nicht. Sie verkehrte wortkarg, aber freundlich mit ihm, in Gesellschaft dritter aber schämte sie sich seiner sichtlich.

Am schlimmsten waren die Sonntage. Er konnte nicht auch sie noch in seiner Hinterstube verbringen. So zog er aufs Land hinaus und suchte sich wenig begangene Wege. Aber auf dem Hin- und Herwege traf er doch Menschen. Sie stießen sich an, wenn er vorüberging. Ein Betrunkener rief ihm das Wort „Zuchthäusler" nach. Das Blut fuhr ihm ins bleiche Gesicht, und sein Herz klopfte, aber er biß die Zähne zusammen und schlich zurück in seine Einsamkeit.

Eines Tages nahm der Gemeindeschreiber mit seiner Frau an einer Hochzeit in einer nahen Stadt teil. Er schloß sorgfältig alle Schubfächer ab, aber Magnus wurde angewiesen, in der Schreibstube zu bleiben und Rede zu stehen, wenn jemand den Schreiberamtsmann sprechen wollte.

Vielleicht war die Berta beauftragt worden, eine Art Oberaufsicht über Magnus zu führen, denn sie kam schon bald nach dem Weggang der Eltern und machte sich an des Vaters Pult zu schaffen. Magnus hatte sie in letzter Zeit stets nur flüchtig gesehen. Sie grüßte ihn aber mit freundlicher Bescheidenheit, als schulde sie dem Vertreter des Vaters Ehre.

Magnus verließ sein Pult nicht. Sie aber begann vom ihrigen herüber ein Gespräch. „Sie

haben eine zahme Taube, nicht wahr, Herr Im Ebnet?"

Er mußte ſich ihr zudrehen und bejahte ihre Frage.

Sie ſagte: „Ich habe ſie ſchon auf Ihrem Fenſtergeſims ſitzen ſehen."

Dabei ſtaunte ſie ihn mit ihren warmen Augen zutraulich an. Sie ſtand mit ſeiner Schweſter gut. Das ſpröde, arbeitſame Frauenzimmer gefiel ihr, und wiederum ſagte ihr helles Weſen jener zu. Das machte, daß die Berta auch für den Bruder ein gutes Gemüt hatte. Nun ſah ſie ſeine hageren Hände und Gelenke, die ſeltſame Zartheit ſeines Geſichtes, die von der Vieljahrhaft herrührte und ſich wohl nie mehr verlor, und ihr Herz füllte ſich mit Mitleid. Sie vergaß nicht, welcher Makel an ihm haftete; Vater und Mutter hatten dafür geſorgt, daß ſie davon Kenntnis hatte. Der Vater hatte noch geſtern geſagt, es reue ihn, daß er der Bitte der Eliſe Im Ebnet nachgegeben und den Bruder als Gehilfen angenommen habe. Es ſei kein angenehmes Gefühl, den ganzen Tag einen Mörder neben ſich im Zimmer ſitzen zu haben. Die Mutter — ach — die Mutter ließ erſt recht keinen guten Faden an dem fremden Mann und meinte, derlei Menſchen ſollten überhaupt nicht am Leben gelaſſen werden. Sie war ſehr ſtreng, die Mutter. Aber — ſie war es auch gegen den Vater, und es war nicht immer Friede

im Hauſe, und ſie, die Berta, konnte nicht alles gutheißen, was die Eltern ſagten und taten, darum hatte ſie jetzt auch über Magnus Im Ebnet ihre eigene Meinung. Es ſchien ihr eine ſtille Würde über ihm zu liegen. Sein Geſicht trug nicht mehr den Ausdruck der Schuld, ſondern ſeine Augen blickten ruhig und gütig.

Sie ſetzten die Unterhaltung fort. „Der ſchöne weiße Vogel macht Ihnen gewiß Freude?“

Er erzählte ihr, wie er ihm zugeflogen. „Die Taube war lange, lange und iſt vielleicht jetzt noch mein einziger Freund,“ ſchloß er.

Das klang traurig. Die Berta hatte es auf der Zunge, zu ſagen: Es gibt auch Menſchen, die es gut mit Ihnen meinen. Wenn ſie es aber auch nicht ſagte, ſpürte er doch etwas davon aus ihrem Weſen. Es wurde ihm ganz ſeltſam zumute.

Berta mochte nicht von der Strafanſtalt ſprechen; es ſchien ihr nicht am Platze. Doch war es ſchwer, nicht darauf zu kommen, da in ſeinem Leben ſo wenig anderes geweſen war. Da berührte er es ſelber. „Vielleicht haben Ihre Eltern es nicht gern, wenn Sie ſo lange mit mir ſprechen,“ ſagte er. „Sie wiſſen, woher ich komme.“

Ihre blanken Augen wurden dunkel. „Ich habe in ſolchen Sachen meinen eigenen Willen,“ entgegnete ſie.

Er wunderte ſich über ihre Tapferkeit.

„Es war gewiß furchtbar,“ ſprach ſie dann.

„In der Anſtalt?“ fragte er dagegen und fuhr weiter: „Es war eine ſehr lange Zeit, aber — man hatte Muße, nachzudenken.“

Sein tiefer Ernſt ergriff die Berta. Sie fand gar keine rechten Worte mehr.

Sie ſtand dann auf und entfernte ſich mit der Bemerkung, daß ſie nach den Geſchwiſtern ſehen müſſe.

Aber das Geſpräch hatte eine Art Freundſchaft zwiſchen ihr und Magnus eingeleitet.

Sie kamen am gleichen Tage noch mehrmals zu kleinen Unterhaltungen. Dann gingen ſie nicht mehr aneinander vorbei, ohne zu grüßen oder ein Geſpräch anzuknüpfen. Sie ſahen ſich auch in der Im Ebnetſchen Wohnung. Hier fiel Berta das ſchroffe, verſchloſſene Weſen, das Eliſe gegen den Bruder zeigte, auf und veranlaßte ſie, um ſo freundlicher zu ſein. Wenn Magnus abends über ſeinen Tag nachſann, drängte ſich immer wieder des Mädchens Bild in ſeine Gedanken. Manchmal ſtaunte er über ſich ſelbſt. Er hatte kaum Frauen gekannt, erinnerte ſich wohl an Schäkereien und Neckereien mit Mädchen in ſeiner Jugendzeit, aber nicht eine einzige Erſcheinung erhob ſich ihm deutlich aus dem Nebel der Vergangenheit. Und jetzt? — Er hatte nie darüber nachgedacht, daß er irgendwie ſich noch mit den Frauen unter den Menſchen abfinden müßte. Er hegte väterlich-freundliche Gefühle für die Berta. Manchmal be-

wegte ihn eine große, dankbare Freude, wenn er an sie dachte, darüber hinaus aber erwog er die Art seines Verhältnisses zu ihr nicht.

Allmählich nahmen die Begegnungen mit ihr für ihn etwas Festliches an und bildeten einen Wert für ihn, der ihm manches ersetzte, was er entbehrte. „Hans, Hans," plauderte er mit der Taube und streichelte sie zärtlich, und dabei war ihm, als müßte er dem Tier sagen: Weißt du, daß wir einen guten Freund haben?

Die Zeit ging.

Ein guter Arbeiter war Im Ebnet, dachte der Gemeindeschreiber. Und als er einmal besonders zufrieden mit ihm war, setzte er sich auf das hohe Roß seiner eigenen Ehrbarkeit und platzte heraus: „Sie, ich begreife eigentlich nicht von Ihnen, wie Sie das haben tun können."

„Was?" fragte Magnus arglos.

„Nun, den Mord," entgegnete jener.

Magnus schoß das Blut zu Herzen. „Es gibt so viele Rätsel im Leben," antwortete er dann.

Der andere fuhr mit derselben Plumpheit weiter: „Ich verstehe einfach nicht, wie man einen Menschen umbringen kann. Man sieht es Ihnen auch gar nicht an. Sie sehen aus, als täten Sie keinem Tierlein etwas zuleide."

„Das tue ich auch nicht mehr," erwiderte Magnus.

Der Moralmensch auf dem anderen Stuhl strich

ſich den grauen Bart und ſprach ſelbſtgefällig: „Ich ſelber bin ja auch nicht ſo, aber viele Leute werden Ihnen das halt nicht nachſehen. Meine Frau zum Beiſpiel. Sehen Sie, ſie würde Sie nicht in ihre Stube treten laſſen.“

„So?“ ſagte Magnus. Er heftete den ſtillen Blick auf ſein Gegenüber. Eigentlich hörte er den Schluß von deſſen Rede nicht recht, ſondern lauſchte mehr nach innen. Da redete ihm ja etwas längſt dasſelbe vor, was jener ihm zu Gemüt führte.

Schultheß zeigte ſich aber von da an oft zu Geſprächen aufgelegt. Im Ebnet machte ſich ihm ſehr nützlich, ohne daß er ſelbſt ſich dabei groß verköſtigen mußte. Wenn er daher mit ihm allein war und Freundlichkeit ihn nicht vor anderen bloßſtellte, ließ er es daran nicht fehlen. Im Beiſein Dritter tat er, als wäre der Gehilfe nicht da.

Alles das wußte Magnus. Aber er ging ſeinen ſchlichten Weg. Der führte ihn nicht weit. Von der Schreibſtube in ſein Hinterzimmer, manchmal in die Stube der Schweſter und wiederum manchmal ins Freie. In der Stube Eliſens war es ihm immer ein wenig kühl und dunkel. Eliſe zog meiſtens die Läden zu; aber auch ſonſt wäre keine Wärme darin geweſen. Die Geſchwiſter konnten ſich nicht ineinander finden. Sie ſchwiegen immer noch über das Vergangene, und es redete doch in ihnen.

Die Berta kam hie und da und brachte ein wenig Leben. Sie rüttelte Bruder und Schwester auf. Zu dritt konnten sie von Alltagsdingen ganz gemütlich reden.

Einmal wollte Berta die Taube sehen, und Magnus führte sie hinüber in sein Zimmer. Elise folgte ihnen nicht, wie sie erwartet hatten. Da berührte es sie seltsam, daß sie so ganz für sich waren; aber sie empfanden es als etwas Schönes. Nachdem Im Ebnet die Zahmheit des weißen Tierchens ihr dadurch bewiesen hatte, daß er es ihr in den Arm legte und den Kopf ihr anschmiegen hieß, zeigte er Berta ein paar seiner Bücher. Sie wunderte sich, was für ernste Dinge er las, und bewunderte ihn ein wenig darum. Sie hatte von nun an das Empfinden, daß sie von ihm lernen konnte und daß er in manchen Bildungsdingen ihren Eltern und ihrer Umgebung überlegen war. Sie stießen auf einen Band Gedichte eines neueren Meisters. Berta sagte, daß sie Gedichte sehr liebe, kannte aber diese nicht, und Magnus rühmte die Verse und las ihr zwei kurze Strophen vor. Sie wurde von seiner leisen Stimme, in deren Tiefe ein voller, schmerzlicher Ton ähnlich einer Begleitsaite klang, merkwürdig ergriffen.

„Das war sehr schön," sagte sie.

Auch er war unbewußt bewegt durch die Tatsache, daß hier jemand war, der von ihm, dem am Leben Verarmten, etwas empfing. In einer Auf-

wallung von Glück legte er die Hand auf die Bertas. Sie spürte die eigentümliche Weichheit seiner Finger, und die Berührung weckte in ihr ein Gefühl leiser Zärtlichkeit, wie eine Schwester es für den Vater oder älteren Bruder hegt.

An diesem Abend sagte droben die Mutter im Beisein des Vaters schroff zu ihr: „Wie du nur mit dem Kerl, dem Im Ebnet, reden magst! Das schickt sich nicht, merke dir's!"

Sie war von den Worten überrascht, weil sie nicht wußte, daß ihre Begegnungen mit Im Ebnet aufgefallen waren. Sie antwortete nicht, aber es lehnte sich in ihr etwas gegen die Mutter auf, und sie war nicht gesonnen, ihr zu gehorchen.

An einem Samstag erschienen Korber in Gerikon. Ein Planwagen, an dessen Deichsel ein kleines mageres Pferd und der dunkelhaarige Korbflechter selbst zogen, barg die zahlreiche Familie. Sie brauchten einen Erlaubnisschein, um im Dorf allfälligen Kunden nachgehen zu dürfen. Eines der vielen Kinder, die unterm Tuche im Wageninnern herumkrabbelten, ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, kam um dieses Scheines willen auf die Kanzlei. Der Gemeindeschreiber war im Schulhaus in einer Ratsitzung, aber die Berta begegnete dem Korbermädchen auf der Treppe und zeigte ihm den Weg. Magnus Im Ebnet sah mit Verwunderung die zwei Mädchen bei sich eintreten. Noch nie war ihm die Ordentlichkeit der blonden Berta so auf-

gefallen. Sie nahm ſich in ihrer hageren, friſchen, blonden Sauberkeit ſonntäglich aus neben dem anderen Mädchen. Dennoch war auch das Korberkind eines Blickes wert. Nacktfüßig, das dunkelbraune Haar in unordentlichen Fetzen aus einer vielleicht am Vortage ſchlecht gemachten Friſur auf die Schultern hangend, das Kleid unglaublich ſchmutzig und abgeriſſen, lehnte ſie an der Tür, während Berta Im Ebnet erklärte, was ſie wollte. Geſicht, Füße und Hände waren braun und verſtaubt, die Züge aber wohlgebildet. In den großen grauen Augen lag ein merkwürdiger, aus Neugier, Zudringlichkeit, Verwunderung und Schwermut gemiſchter Ausdruck.

„Wie heißt du?“ fragte Magnus, mehr aus Gewohnheit, als weil es ihn wunderte.

„Lukretia,“ antwortete die Korberin, „Lukretia Blank.“

Im Ebnet beriet mit Berta, ob er den Erlaubnisſchein ausſtellen dürfe. Dabei kehrte ſein Blick zum Geſicht des zerlumpten Mädchens zurück. Hatte er es ſchon irgendwo geſehen oder was gab ihm die ſeltſame Empfindung einer Gemeinſamkeit, einer inneren Beziehung?

„Dieſe Federleute haben auch nicht viel Gutes,“ ſagte er leiſe zu Berta.

Dieſe entſchied indeſſen in ihrer entſchloſſenen Art, daß der Ausfertigung des Scheines nichts im Wege ſtehe. Die Lukretia bekam ihre Schrift.

Sie hatte sich nicht vom Platze bewegt und aufmerksam die langen, schlanken Schreiberfinger beobachtet. Kaum dankte sie Im Ebnet, der ihr das Papier reichte, sah ihn noch einmal an, als ob sie gern etwas gesagt hätte, und ging dann. Um die Berta kümmerte sie sich nicht.

Diese blieb noch einen Augenblick in der Stube, als die Bettlerin hinaus war.

„Vielleicht hätte ich dem Kinde ein Almosen geben sollen," sagte Magnus, bestürzt über seine Vergeßlichkeit.

„Das wäre noch eher an mir gewesen," erwiderte das helle Mädchen.

Aber gleichzeitig empfanden beide unbewußt eine leise Freude, weil sie in einer Regung ihrer guten Herzen übereinstimmten.

Viertes Kapitel

Und immer noch blieben Im Ebnets Tage sich gleich und brachten Arbeit und Befriedigung, kleine Widerwärtigkeiten, einsame Stunden, die friedlich, und andere, die voll Schwermut und Reue waren. Auch die Menschen änderten sich nicht, weder der im Grunde gemütliche, manchmal aber tolpatschige und schonungslose Gemeindeschreiber, noch seine in den Schuhen der Ehrenhaftigkeit einherklappernde, Magnus nicht grüne Frau, weder die schroffe, wortkarge und am Leben bitter gewordene Elise noch — die Berta.

Was das doch eigen war mit der Berta!

Magnus Im Ebnet war dankbar, daß ihm das Leben wieder aufgegangen war. Er schalt es nicht um seiner Härten, er liebte es um seiner Freiheit willen. Aber das mit der Berta war ihm wie ein Traum. Er konnte lange gar nicht darüber nachdenken. Daß er sich über jedes Zusammentreffen mit dem Mädchen freute, verwunderte ihn nicht, auch nicht, daß ein Tag mit ihr ihm mehr galt als einer ohne sie, und daß er manchmal ungeduldig wurde, wenn er sie ein paar Stunden nicht sah. Aber verwundert war er darüber, daß er ihr die

Freude über seine Gesellschaft auch anmerkte. Was fand das Mädchen an ihm? Er lieh ihr Bücher, er sprach mit ihr über diese, und er ließ sie mit seiner Taube gut Freund werden. Aber was war das am Ende? Im Dorf waren Leute und jüngere Leute als er, die ihr mehr sein konnten. Aber er freute sich. Die Freude überwallte ihn manchmal wie ein Föhnhauch. Er war zuweilen in einer so glücklichen Stimmung, daß er die spröde, mürrische Schwester mit lachenden Augen ansah und Versuche machte, mit ihr zu scherzen oder ihr ein herzliches Wort zu geben. Sie ging aber nie darauf ein, sondern dämpfte seine Freude, indem sie ihm durch ihre Miene zu bedeuten schien, er nehme sich Ungebührliches heraus.

Im Laufe der Zeit ertappte Magnus sich selbst darauf, daß er auf die Begegnungen mit der Berta nicht mehr nur wartete, daß er sie vielmehr herbeizuführen suchte. Er bemerkte jedoch auch, daß jene ihm entgegenkam. Eines Tages sagte er zu ihr, als sie ihm ein Buch zurückbrachte: „Ich möchte gern einmal mit Ihnen einen Spaziergang machen, jetzt, wo die Tage so schön sind. Im Freien kann man noch viel besser miteinander reden. Und wenn man zu zweien Schönes sieht, ist es doppelt schön."

„Empfinden Sie das auch so?" antwortete sie sogleich, obwohl errötend, und schlug von sich aus vor, an einem der nächsten Sonntage nach dem Walde zu gehen.

Das schien ihm nun wieder fast zu viel. Er wähnte sich unbescheiden, weil er es angeregt hatte, und entgegnete: „Nein, nein, das kann ich ja nicht verlangen."

„Aber doch," widersprach sie. „Ich käme sehr gern einmal. Vielleicht" — sie zögerte, und das Blut stand schon dunkler in ihren Wangen — „treffen wir uns etwas außerhalb —"

Nun stockte sie verwirrt und suchte zu erklären. „Es ist nur der Leute wegen." Aber die Ausrede schien ihr recht ungeschickt und steigerte ihre Verlegenheit.

Er hörte nichts heraus, was ihm schmerzlich gewesen wäre. Er war wie ein Kind, das die Erfüllung eines Wunsches vor Augen sieht und nun erst recht drängt, jene zu fördern. „Gewiß," bestätigte er eifrig, „wir können uns treffen. Vielleicht am besten am Waldsaum selbst."

Dann redeten sie fröhlich für den nächsten Sonntag ab.

Am Abend darauf, da er es besann, stutzte Magnus. Tat er Unrecht dem Gemeindeschreiber gegenüber, wenn er ohne sein Wissen mit dessen junger Tochter lustwandeln ging? Aber er beruhigte sich selbst: Wie konnte irgendjemand etwas daran finden? Er ein alternder Mann, der ihr Vater sein konnte? Und ein Anrecht auf einen kleinen Platz im Leben hatte er doch auch.

Es war ein sehr heißer Tag, als sie auszogen.

Berta wartete schon am Waldrand, als Magnus Im Ebnet ankam. Kein Mensch sonst zeigte sich. Sie aber saß in einem weißblau gestreiften leichten Sommerkleide vor den dunkeln, hohen Tannen, zwischen deren graubraunen Stammsäulen da und dort ein Lichtschein lag. Das dünne Kleid, durch dessen Ärmel das weiche Rund der Arme schimmerte, stand ihr trefflich, obwohl es das Eckige ihrer Schultern ebensowenig verhehlte wie das bäuerliche Braun der Haut.

Ganz wunderhaft hell leuchtete vor dem Waldesdunkel und über dem Braun ihrer Stirn das blonde Haar, das sich in einer schlichten Zopffrisur um den Kopf legte und doch ein leises Gespinst von Löckchen über den Brauen freigab. Alles an Berta war klar und sauber. Magnus wurde froh, sobald er sie nur erblickte, und wie bei seiner Entlassung aus der Strafanstalt dachte er mit einer tiefen Dankbarkeit: Wie schön ist doch die Welt!

Berta winkte ihm entgegen und erhob sich. Dann legten sie zum Gruß die Hände ineinander. Sie drückte die seine kräftig, und nachdem sie ein paar Worte über die Schönheit des Tages gewechselt hatten, begannen sie waldein zu schreiten.

Sie verließen bald die Straße; der Wald war von Unterholz befreit, und sie konnten unter den hochstämmigen Bäumen kreuz und quer streifen.

Der Boden war mit dürren Nadeln bedeckt, ein wundervoller Harzduft schlug ihnen da und dort entgegen; zuweilen hörten sie den Wind in den Kronen rauschen, und hie und da leuchtete ein Stücklein Himmel zu ihren Häupten auf und goß einen kleinen Lichtteich mitten in den Wald.

Einmal strich ein Häher, den sie aufscheuchten, mit schwerfälligem Fluge davon; aber von Menschen war die Gegend wie ausgestorben.

Sie sprachen kaum. Fast unversehens erreichten sie ein anderes Waldende, das höher lag und wo eine Bank an einer Stelle stand, die Ausblick auf die tieferen Felder gestattete. Sie setzten sich und schauten in die fruchtbare Ebene hinunter. Auf einem fernen Felde waren trotz des Sonntags Heuer geschäftig. Ein Wagen mit einem Schimmel davor stand schon halb beladen in der Sonne, und ein Mann empfing mit weitgebreiteten Armen das Heu, das ihm andere auf ihren Gabeln hinaufreichten. Sonst war auch hier eine große Stille. Leere Wege führten in weite, verlassene Wiesen hinaus. Bäche glänzten als silberne Bänder auf grünem Grund.

Magnus Im Ebnet seufzte. „Ist es nicht wunderbar?“ flüsterte er.

Die Berta mußte ihn um des Tones willen, in welchem er das sagte, ansehen; sie fühlte, wie seine Vergangenheit in ihm lebendig war.

Da sprach er auch schon davon: „Wenn man das

so viele Jahre nicht gehabt hat, dann ist es einem wie eine Offenbarung."

Berta mochte ihn nicht fragen. Und doch war die Stunde dazu angetan, daß zwei Freunde sich aussprachen. Sie wußten nicht, wie es kam, aber Magnus begann zu erzählen. Zuerst Einzelheiten aus seiner Anstaltszeit. Die Berta setzte da und dort ein verständiges, fragendes oder mitleidiges Wort dazwischen. Plötzlich, wie einst vor Pfarrer Ott, sprach er von seiner Jugend und seinem Unglück. Es waren die Dinge, die ihm jeden Tag und mehr noch in den Nächten in den Gedanken lagen. Er erwog nicht, ob die Berta zu jung oder irgendwie dem, was er ihr sagte, nicht reif sei. Er vertraute ihr seine Geschichte, wie man am heiteren Tage ehrlich ausspricht, was die Seele bewegt.

Ihr aber ging unter seinen Worten eine solche Lebenstiefe auf, daß ein ungewohnter Schauer sie ergriff. Scharf umrissen traten aus seiner Schilderung die herbe Gestalt der Schwester und seine eigene heraus. Er rühmte die Elise, klagte sich an, daß er Schuld an ihr habe, und entschuldigte ihre Härten und Ecken. Dennoch wurde Berta jener gram, weil sie fühlte, daß sie selbst milder wäre als die andere. Und obwohl er kein Wort zu seinen Gunsten sagte, sprach ihr Herz für Magnus.

Als er in langsamen, von häufigen Pausen unterbrochenen Schilderungen seine Beichte be-

endet hatte, wendete er das Geſicht ihr zu. In ihren Augen ſtanden Tränen. Die ſeinen aber, die grau und hell waren, erfüllte eine leiſe Furcht vor dem, was ſie nun ſagen werde.

Da traf ihn ihr Blick, noch feucht, aber voll Herzlichkeit und Ermutigung. Er ſah zu Boden.

„Ich glaube," ſagte die Berta, „Sie ſind ein beſſerer Menſch als viele von uns, die in großen Ehren ſtehen."

Er ſchaute nicht auf. Sein Herz klopfte. Aber er ſagte ſtill: „Was ich bin, weiß ich nicht, aber was ich ſein möchte, fühle ich wohl."

Sie erhoben ſich bald und ſetzten ihre Wanderung fort. Es wurde Zeit zum Heimgehen, und ſie beſchloſſen, wie bei der Herkunft auf verſchiedene Wege ſich zu teilen. Sie trennten ſich, wo die Wege auseinander gingen. Jedes von ihnen war mit ſeinen Gedanken beſchäftigt.

Magnus ſah immer noch Bertas helle Geſtalt. Auf einmal durchzuckte es ihn: War nicht auch ihm der Weg noch offen, der jedes Mannes Weg ſein konnte? Sollte er nicht — auch noch ein Haus gründen dürfen? Es war ſpät. Fünfundzwanzig lange Jahre war das für ihn zurückgeſchoben worden. Jetzt — ſtellte ihm das Leben, in das er getreten, die Frage. — Die Berta — es wäre ſchön, wenn er ſie immer um ſich haben dürfte! Sie verſtand ihn, er mußte ſtaunen, wenn er dachte, welch ein klarer, ſtarker Menſch ſie war.

Magnus Im Ebnet wußte nicht, wie es kam, daß er auf einmal heimgelangt war und in seiner Stube stand.

Nun aber erwachte er plötzlich. Mein Gott, da befand er sich ja im Hause der Gemeindeschreiberin. Und hatte gedacht — und hatte gedacht —

Er schüttelte sich. Schon war er kühl und ruhig. Sei kein Phantast, Magnus Im Ebnet, sprach er zu sich selber. Wie kannst du nur denken, daß deinethalben sich die Welt auf den Kopf stellen wird? Was möchten die Eltern der Berta sagen? Was diese selbst, wenn sie von deinen Gedanken wüßte?

Die Sache, die sein Herz rascher hatte schlagen lassen, erschien ihm nun so aussichtslos, daß es ihn nicht einmal schmerzte, so sehr begriff er ihre Aussichtslosigkeit. Er nahm seinen Hut ab, setzte sich in seine Sofaecke, spürte eine leise Müdigkeit vom Spazierengehen her und streichelte die Taube, die sogleich auf seine Hand geflogen kam. Dann lächelte er vor sich hin: schön war es doch gewesen heute. Man mußte dankbar sein für einen solchen Tag.

Und er freute sich auf die Arbeit von morgen, weil es ihm anlag, sich durch Pflichterfüllung dafür erkenntlich zu erweisen, daß es ihm heute gut ergangen war.

Unterdessen war auch Berta heimgekommen.

Sie hatte des Weges nicht wie Magnus vergessen; manche kleine Äußerlichkeit hatte sie abgelenkt, aber auch sie war in froher Stimmung.

Ihre Achtung für Im Ebnet, die sie seit geraumer Zeit empfand, war gestiegen und ebenso der Unwille, daß man den Mann nicht für so gut wie andere halten wollte.

Als sie in die elterliche Wohnung trat, fand sie nur die Mutter darin; die kleineren Geschwister spielten noch vor dem Hause. Die Mutter grüßte sie kaum, als sie ihr den guten Abend bot. Es fiel ihr auf, aber sie machte sich nichts daraus, denn jene war oft mürrisch und wortkarg. Sie stellte ein paar Waldblumen, die sie gepflückt und mitgebracht hatte, in ein Glas.

Da wendete sich die Schultheßin ihr zu.

„Wo bist du eigentlich gewesen?" fragte sie.

„Im Wald," gab Berta zur Antwort und errötete. Sie war Verschweigen und Lügen nicht gewöhnt.

„Mit dem Zuchthäusler?" fragte die Mutter scharf. Sie glich ein wenig einem Geier, der auf seinen Gegner einhacken will.

„Ja," antwortete die Berta geradeheraus und wunderte sich, daß die Sache schon unter den Leuten war.

Ihre Mutter brach los: „Jetzt wird es mir zu bunt. Was dir nur einfällt! Nicht genug, daß du im Hause mit dem Menschen Freundschaft pflegst, jetzt zeigst du dich auch noch öffentlich mit ihm. Wenn du nicht weißt, was du dir und uns schuldig bist, so will ich es dir sagen. Ich will nicht, daß du

uns zum Gespött machst. Wenn es auf mich angekommen wäre, so wäre der Kerl —"

„Mutter!" unterbrach die Berta.

Die Erregte aber schrie nur lauter: „Weißt du nicht, daß er einen Mord auf dem Gewissen hat, daß —"

Die Stimme überschnappte ihr; sie mußte Atem holen.

Der Berta aber war das Blut auch ins Gesicht gestiegen. Sie benutzte die Wortpause und sagte ruhig, aber entschieden: „Siehst du, Mutter, ich begreife dich nicht."

„Wieso?"

„Was Im Ebnet verschuldet hat, das hat er gebüßt. Vielleicht war seine Buße schwerer als seine Tat. Jedenfalls haben wir kein Recht, ihn auf das anzusehen, was er war, sondern müssen ihn an dem messen, was er ist. Auch gibt er weder dir noch dem Vater, noch irgendjemand jetzt Anlaß, nicht gut von ihm zu denken."

Frau Schultheß war so überrascht von der Festigkeit und Ruhe der Tochter, daß sie sie ausreden ließ. Dann aber kehrte ihr Zorn nur schlimmer wieder. „Du kommst mir recht, du," zankte sie, vor sie hintretend. „Du sollst mich lehren wollen. Wenn du nicht weißt, wie du dich zu betragen hast, so wirst du sehen, wie man dich zur Vernunft bringt."

Sie verlor sich gänzlich. Ihre Stimme bekam zuletzt etwas Kreischendes, und ihre Kinnladen

klapperten. Sie schoß aus der Tür und schmetterte sie hinter sich zu.

Was für ein Benehmen! dachte die Berta. Je mehr sie sich den blinden Zorn der Mutter und die Ungerechtigkeit der Menschen gegen Im Ebnet vergegenwärtigte, um so mehr wuchs auch ihre innere Entrüstung. Sie löste in ihr einen gesunden Trotz aus, der sie nun erst recht zu Magnus halten ließ.

Sie ging an ihre Hausarbeit.

Mutter und Tochter trennten sich zur Nacht unfreundlicher als sonst. Frau Schultheß war verdrossen, die Berta still und wortkarg. Jene weihte noch am gleichen Abend ihren Mann in den Vorfall ein, und wenn dieser auch nicht, wie sie es verlangte, mit einem Donnerwetter über die Tochter herfiel, so gab er ihr doch recht, und Magnus bekam anderen Tages zuerst zu spüren, daß ein neuer Wind im Hause wehte. Schultheß behandelte ihn so barsch und von oben herab, daß er sich über seine Schreiberei duckte und nach Möglichkeit vermied, mit dem Vorgesetzten etwas zu tun zu haben.

Die Magnus ungünstige Stimmung breitete sich aus. Es war wohl die Schultheßin, die da und dort wider den „Zuchthäusler" schürte. Schultheß gab ihm kein rechtes Wort mehr. Die Hausfrau schlug ihm bei Gelegenheit die Tür vor der Nase zu, wendete ein andermal den Kopf verächtlich ab, wenn er ihr begegnete, einmal spuckte sie sogar vor ihm aus.

Aber es blieb bei dem nicht. Er ſpürte das Weſen der Gaffer und Spötter im Dorf. Und die Eliſe, ſeine Schweſter, die gleichgültig und faſt ſtumm ihr Leben neben dem ſeinen hingelebt, nahm auf einmal ebenfalls eine Art an, die derjenigen der Schultheßin wenig nachſtand. Magnus vergrub ſich in ſich ſelbſt und die Stille ſeiner Stube. Er nahm, was kam, mit der Geduld des an derlei Gewöhnten.

Zuweilen traf er die Berta. Sie ging nie vorbei, ohne mit ihm ein paar gute Worte zu wechſeln. Tapfer reichte ſie ihm die Hand zum Gruß, und er meinte zu bemerken, daß ſie es mit beſonderer Herzlichkeit tue, wenn ſie von irgend jemand geſehen wurde. Er hatte ein kleines Bild von der Waldbank angefertigt, auf der ſie damals geſeſſen hatten, und ſchenkte es ihr, als ſie eines Tages zu Eliſen kam. Sie dankte ihm und war voll herzlicher Bewunderung für ſeine Geſchicklichkeit.

„Vielleicht ſieht man es nicht gern, wenn Sie das Bild in Ihr Stübchen hängen," warnte er, nicht aus eigenem Groll, ſondern nur aus dem aufrichtigen Wunſche heraus, ihr Unannehmlichkeiten zu erſparen.

Tränen traten in ihre Augen. Sie waren von ebenſoviel Zorn gegen ſeine Widerſacher wie von Mitleid und Achtung für ihn erzeugt. „Was kümmern mich die Menſchen," ſagte ſie. „Sie nehmen ſie ja auch gelaſſen hin."

Dabei blickte sie ihn so warm an, daß es ihn fast verwirrte.

In diesem Augenblick kam Elise durch den Flur, in dem sie standen. „Deine Mutter sucht dich, Berta," sagte sie mit zorniger Schärfe.

„Auf Wiedersehen, Herr Im Ebnet," grüßte diese laut und reichte ihm fest wie immer die Hand. Dann ging sie.

Elise aber wartete, bis sie hinaus war, dann stellte sie sich vor den Bruder hin. Die schweren Brauen und die Lippen zuckten. „Laß das Mädchen in Ruhe," zankte sie.

Sie hatte mit der Hausherrin bisher in Frieden gelebt. Seit einiger Zeit aber redete die Schultheßin ihr den Kopf voll, es sei ein Mißgriff und für das ganze Haus ein Nachteil gewesen, daß sie den Bruder aufgenommen.

„Ich habe mit dem Mädchen nichts," erwiderte Magnus.

„Leute wie du sollen den Schein meiden," entgegnete die Schwester hart. „Die Eltern dulden den Verkehr nicht. Du bist nun einmal der, der du bist."

Er hörte, wie viel alter, eigener Groll am Grunde ihrer Schroffheit war. Es tat ihm mehr leid als ihre Vorwürfe. Er mochte aber nicht mehr erwidern. Schweigend drehte er sich um und verließ sie. Er gewahrte nicht mehr, daß die Schwester rasch abkühlte und ihm mit einem Blick nachsah, in dem Bestürzung und Bedauern über ihren eigenen Zorn lag.

Fünftes Kapitel

Die Sache kam nicht mehr zur Ruhe. Im Dorf erzählten sie, der Mensch, Im Ebnet, habe versucht, mit der Haustochter, der Berta, anzubinden. Frechheit und Undank! Starke Worte brauchte man, denn die berechtigte Entrüstung der Schuldlosen hat das Recht auf starke Worte. Die Schultheßin begann einen regelrechten Feldzug gegen Magnus Im Ebnet. Zunächst verlangte sie von ihrem Mann, daß er ihn wegschicke. Der kleine Schreiber, der nicht gerade ein Held, aber auch nicht völlig unterm Pantoffel und ein Diplomat war, überlegte sich die Sache, fand aber das Verschulden des Magnus nicht so sehr erwiesen und meinte, es genüge nicht, ihn so ohne weiteres vor die Tür zu setzen. Allmählich könne man ihm dagegen wohl beibringen, daß er besser weitergehe. Der Schultheßin ging das nicht rasch genug. Darum beklagte sie sich nun über die Taube. Sie verunreinige die Fensterbrüstungen. Darauf machte sie ein Geschrei, eine Nachbarin bekomme keinen Zimmerherrn, weil niemand einem Zuchthäusler gegenüber wohnen wolle. Und eines anderen Tages

begehrte sie auf, Im Ebnet habe mit schmutzigen Schuhen die eben von ihr reingefegte Treppe betreten und ihre Arbeit zunichte gemacht. Heute hatte er die Tür zu stark zugeschlagen, und morgen hatte sie ganz bestimmt gesehen, daß er einen Apfel aus dem Korb genommen, der unten an der Treppe stand. Vielleicht war das böse Weib von der Güte seiner Sache überzeugt, jedenfalls wäre ihr Eifer einer besseren würdig gewesen.

Ihr Drängen machte den Gemeindeschreiber unwirsch. Er wies sie zurück. „Gib Ruhe mit dem Im Ebnet.“ Aber noch verdrießlicher zeigte er sich gegen die Berta und seinen Gehilfen selber. Jene ging oft mit verweinten Augen herum. Im Ebnet konnte seinem Vorgesetzten die Arbeit nicht mehr recht machen. Er sagte zu seiner Taube: „Wir werden nicht mehr lange bleiben können, Hans,“ und er seufzte und dachte an die Weltweite und wie fremd er darin war.

Die Unduldsamkeit der Schultheßschen Eheleute steckte immer mehr auch die Elise an. Als Magnus über einer Mahlzeit ihr Andeutungen machte, daß er wohl werde fortziehen und sich anderswo Arbeit suchen müssen, zuckte sie nur mit den Achseln; eine Antwort bekam er nicht.

Nun begann er zu überlegen. Wo sollte er sich hinwenden? Er war ein solcher Fremdling auf allen Straßen. Am besten war es wohl, wenn er sich in eine Stadt begab. Er schrieb an den Anstalts-

pfarrer Ott und bat um Rat. Auch dem Ortspfarrer machte er einen Beſuch. Jener gab ihm freundlichen Beſcheid, nannte ihm einige Adreſſen in einer Hauptſtadt und verſprach, ſich für ihn umzutun, dieſer, von der öffentlichen Meinung Gerikons beeinflußt, ſtimmte ihm nur mit ſalbungsvoller Würde bei, es ſei das beſte, wenn er in eine Stadt gehe, dort kümmere man ſich weniger um den einzelnen, und es ſei ihm doch bekömmlich, kein Aufſehen von ſich zu machen.

Magnus Im Ebnets Lage war nicht leicht. Aber er trug ſie mit ſtillem Gleichmut. Es wühlte wohl in ihm, darum, daß man ihm Unrecht tat. Es fror ihn innerlich manchmal ein wenig. Aber er war mit keiner großen Hoffnung gekommen, und er maß der Menſchen Selbſtgerechtigkeit an dem eigenen Schuldgefühl und zürnte ihnen nicht. Es tat ihm nur leid, ſeine Hinterſtube wieder verlaſſen zu müſſen und die alten, bekannten Möbel und — die Schweſter. So wenig Beziehungen ſie zueinander hatten, ſo fern ſie ſich geblieben waren, in ihm regte ſich das Blut, er vergaß keinen Augenblick, daß ſie die einzige war, die im Leben eigentlich zu ihm gehörte, und er hätte ſich gern in ihre Schrullen und Härten gefügt, wenn ſie ihn hätte behalten mögen. Und die Berta? Manchmal war ihm, als habe er ſie ſchon verloren, weil er doch ihretwegen fort mußte. Wenn er an ſie dachte, wurde ihm weh und wohl. Er war

glücklich, daß sie sich in ihrer Freundschaft nicht hatten beirren lassen, und es schmerzte ihn, daß sie ihm und ihr wehrten, Kameraden zu sein. Aber er fügte sich, lebte zuweilen schon halb in der Zukunft und empfand als Trost das eine, das sich nicht geändert hatte, das Große, daß er frei war, noch immer — frei.

Als nun seine Pläne so weit klar waren und der Gemeindeschreiber eines Morgens wieder zankte und das Wort fallen ließ, überhaupt, es wäre schon besser, wenn er sich anderswo Beschäftigung suche, schwieg Magnus nicht wie gewöhnlich, sondern erwiderte, er sei bereit zu gehen und bitte, ihm zu sagen, wann es dem anderen lieb sei.

„Meinetwegen können Sie jeden Tag fort," gab ihm Schultheß grob zurück.

Gut, so wolle er am nächsten Montag ziehen, entgegnete Magnus.

Der Schreiber wurde zahmer. Als sich die Sache so rasch löste, meldete sich sein gutes Herz. So eilig sei es ja nicht, versicherte er.

Magnus bekam darauf neben ihm noch ein paar gute Tage.

Schultheß indessen verständigte die Seinen.

„Gott sei Lob und Dank," stöhnte die Schultheßin mit zum Himmel geschlagenen Augen.

Sie saßen gerade bei Tische.

Die braune Berta sah schweigsam auf ihren Teller, aber auf einmal lösten sich unter ihren

Wimpern ein paar Tränen und tröpfelten in die Suppe.

„Du haſt gerade noch nötig, zu flennen," zankte die Mutter.

Die Berta trocknete die Augen. „Es iſt nicht recht, es iſt eine Sünde," ſagte ſie laut und mutig.

„Wieſo? Warum?" fragten die Eltern.

Die jüngeren Kinder ſperrten die Augen auf.

„Ihr habt einem Unglücklichen einen Tritt gegeben," antwortete die Berta. Dann aß ſie keinen Biſſen mehr.

Sie ließ ſich weder an dem noch an den kommenden Tagen, mochten die anderen ſchelten oder zureden, aus einem feſten, herben Weſen bringen, das ihre Mißbilligung zeigte. Dabei erwog ſie allen Ernſtes, ob ſie Im Ebnet nicht eine Tat ſchulde. Sie mochte ſich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß er wirklich aus ihrem Leben hinausgehe. Sie kam ſich feig vor, daß ſie ihn nicht zum Bleiben aufforderte. Je näher der Tag des Abſchieds rückte, um ſo ſchmerzlicher erſchien ihr die Trennung. Sie wurde auch klar über ſich ſelbſt und geſtand ſich ehrlich, daß ihr bisher niemand begegnet war, dem ſie ſo gut geweſen wie Magnus. Sie prüfte und ſagte ſich, wie ſeltſam ihre Neigung zu dem viel älteren und ſchuldigen Manne ſei. Aber ſie fühlte, daß die Erkenntnis ſeines großen, inneren Gleichmaßes ihn ihr ſo nahe brachte. Vielleicht verſtärkte auch etwas wie

Trotz ihre Zuneigung, Trotz gegen die Widersprüche, die sich in ihr selbst erhoben.

So kam Im Ebnets letzter Tag heran. Er arbeitete wie sonst an seinem Pulte. Der Gemeindeschreiber schien viel mehr an die Veränderung, die morgen bevorstand, zu denken als er selber. Schultheß blickte oft zu ihm herüber und stellte mehrmals Fragen, was er jetzt beginnen, wo er hingehen werde, ja sogar, ob er ihm einen Dienst tun könne. Er war ein ehrlicher Mann, und es war ihm nicht ganz wohl bei der Sache.

Magnus nahm aber am Abend seinen Lohn in Empfang, auch eine Bescheinigung, daß er seine Arbeit wohl besorgt habe.

„Es kann Ihnen ja nicht fehlen, Im Ebnet, bei Ihrem Fleiß und Ihrer schönen Schrift," ließ sein Vorgesetzter sich herab zu sagen.

„Danke," antwortete Magnus.

Er gab jenem die Hand und wendete sich zum Gehen. Schultheß vergaß, wie weit er über ihm stand, und geleitete ihn wie einen Herrn zur Tür.

Erst als Magnus in die Wohnung der Schwester kam, fiel es ihm aufs Herz, daß es an den Abschied ging. Er zögerte einen Augenblick im Flur, hörte aber die Elise im Laden und wollte sie nicht stören. Leise begab er sich in sein Zimmer. Hier begann er zu packen. Eine Kiste und einen Handkoffer voll Habseligkeiten brachte er zusammen. Auch das Körbchen für Hans, die Taube, stellte er zurecht.

Dann sah er noch einmal den Inhalt seines Schreibtisches durch und schloß endlich seine Schubladen ab. Die Schlüssel wollte er Elisen geben. Diese kam auch ganz unversehens zu ihm herein und fragte, ob sie ihm beim Packen helfen könne, und als sie die fertigen Gepäckstücke sah, wurde sie sehr rot, ob vor Bestürzung oder Unwillen, war schwer zu sagen.

„Ich hätte dir das gern besorgt," sagte sie, „Frauen verstehen das besser."

Sie entfernte sich wieder, kam aber bald abermals zurück und brachte ein sauberes Päckchen mit einer Wegzehrung und Tabak. Beides hatte sie ihrem Laden entnommen und legte es Magnus hin, ihn kurz bittend, es mitzunehmen. Ihre widerhaarige und scheue Natur lag in ihren Worten.

Noch später jedoch, da sie sich beim letzten Teller Suppe gegenübersaßen, Magnus ihr gedankt und sie um Besorgung seiner Habseligkeiten gebeten hatte, sah er, wie ihr die Lippen schmerzlich zuckten.

„Was hast du?" fragte er.

Sie setzte sich gerade in den Stuhl, aber ein verwürgtes Schluchzen war in ihrer Stimme, als sie antwortete: „Es ist furchtbar, daß wir so auseinander gebrochen sind."

Das Wort machte Magnus beklommen. Es war eine von den Stunden, in denen das Unheilbare seines Lebens vor ihn trat. Er setzte das Gespräch nicht fort, drückte nur nachher vor dem Schlafen-

gehen der spröden Schwester länger als gewöhnlich die Hand und wiederholte: „Ich danke dir, danke dir wirklich, daß du mich so lange bei dir aufgenommen hast.“

Sie erwiderte: „Schreibe manchmal. Vielleicht sehen wir uns dann und wann.“

Dann trennten sie sich.

Magnus verspürte keinen Schlaf. Seine Seele war nicht unruhig, aber die Schwere von vorhin lag noch auf ihr. Der Mond schien in seine Stube, als er eintrat. In dem kleinen Lichtteich, den er auf den Boden goß, saß mitten drin die weiße Taube. Sie hing schlafend den zierlichen Kopf, blinzelte jedoch ein wenig, als sie ihren Herrn hörte; aber sie verließ die Stelle nicht. Im Ebnet mochte nicht Licht machen. Er trat ans offene Fenster.

Die Wiese draußen war ganz hell, aber die Obstbäume warfen ein Gitter von dunkeln Schatten auf den Boden. In ihren Kronen spann das Licht. Es war, als verbärgen sich allerlei lebende Wesen in dem regen, durchleuchteten Blattwerk.

Magnus stellte sich ans Gesims. Wo würde er morgen sein? Was würden ihm morgen für Menschen begegnen? Wer würde ihn — morgen lästern? Er war aber nicht bang, nur ein wenig scheu, ein wenig einsamkeitssüchtig.

Auf einmal schien ihm, daß drüben auf dem Wiesenpfade hinter den Obstbäumen sich etwas bewegte. Er achtete nicht weiter darauf, sondern

ſprach leiſe mit der Taube, die jetzt zu ihm aufs Fenſterbrett flog. Erſt als nach einer Weile ſein Blick wieder ins Freie ging, gewahrte er, daß draußen ſich eine Mädchengeſtalt an einen der Obſtbäume lehnte.

Das war die Berta!

Sie trug ein helles Sommerkleid. Die Schatten der Nacht färbten ihr braunes Geſicht und ihre Arme noch dunkler, aber das heitere Haar ſchien faſt weiß. Und Magnus ſah, daß ihre Augen groß waren und ſich vor Überraſchung ſtarr oder von einer Art Traumzuſtand gebannt auf ihn richteten.

Minutenlang ſtanden ſie ſo und ſchauten einander an, ohne ſich anzurufen. Es war etwas ſo Seltſames um dieſe Augenblicke, daß am anderen Tage und ſpäter beide ſich fragten, ob ſie ſie wirklich erlebt hätten.

Die Geſtalt der Berta löſte ſich dann von dem Stamme und glitt in die Dunkelheit zurück. Es war, als blitze das helle Kleid noch einige Male durch das Buſchwerk. Dann blieb die Nacht ſtill und ſchwarz.

Magnus trat vom Fenſter hinweg. Seine Sinne waren durch das Begebnis noch mehr erregt. Bedeutung ſchien ihm darin zu liegen. Sein Herz ſchlug hoch. Blitzähnlich erfüllte ihn eine übermütige Freude. Aber er war kein Jüngling mehr. Bald beſchied er ſich. Dann blieb ihm nur noch das, was ſtets als Niederſchlag ſeiner Empfindungen

blieb, ein Gefühl der Dankbarkeit. Dankbar wollte er der Berta bleiben.

Diese hatte aber wirklich dort gestanden. Eine späte Besorgung hatte sie ins Dorf geführt. Sie hätte nicht jenes Seitensträßlein wählen müssen, aber es war ihr Wille, noch nach dem Fenster Im Ebnets zu sehen. Morgen verließ er das Dorf. Und noch immer bewegte sie der merkwürdige und starke Drang, ihn nicht ohne ein besonderes Wort, ein Zeichen, daß sie nicht dachte wie alle anderen, gehen zu lassen. Sie konnte ihm nicht sagen: Nimm mich mit. So weit war sie mit ihm nicht. Und doch befand sie sich in einem Zustand, der ihr den unbestimmten Wunsch eingab, mit ihm zu gehen. In dieser Seelenverfassung trat sie aus dem Dunkel in seinen Gesichtskreis. Sie schwankte, ob sie ihn anrufen sollte, und fand doch nicht den Mut. In noch größerer Verwirrung verließ sie die Stelle wieder. Sie suchte ihre Kammer auf, aber sie hatte keine Ruhe. Sie kannte keine Sentimentalität, allein es zog sie gewaltsam hinunter zu dem einsamen Menschen, den sie am Fenster gesehen hatte. Im Zwiespalt mit diesem Sehnsuchtsgefühl blieb sie die ganze Nacht wach. —

Der Morgen war noch nicht alt, als Magnus Im Ebnet das Haus verließ. Er war noch einmal zum Gemeindeschreiber hinaufgegangen, der schon an der Arbeit saß.

„Sagen Sie Ihrer Frau meinen Gruß," hatte

er gesagt; es schien ihm natürlich und höflich. Schultheß war erstaunt, fast betroffen gewesen. Beinahe hätte er die Frau laut gerufen, daß sie dem Manne da ade sage. Aber er kam nicht zur Ausführung dieses raschen Gedankens, und jene ließ sich nicht blicken.

Elise geleitete Magnus unter die Haustür. Mühsam holte sie das Wort aus sich heraus: „Ich wünsche dir Glück." Dann wendete sie sich rasch um.

Er wußte nicht, ob es geschah, um eine Rührung zu verbergen, oder ob sie es der Leute wegen tat. Er stellte sich nun vor den Handwagen, der der Schwester gehörte und sein Gepäck trug. Er wollte es zur nächsten Station fahren. Ein Bote, der der Elise Gänge tat, würde den Karren später zurückbringen.

Eben wollte er sich in Bewegung setzen, als die Berta die Treppe herunter und aus dem Hause kam. Sie trat auf ihn zu, unbekümmert darum, daß die Mutter droben hinter den Vorhängen der Wohnstubenfenster stand, und daß ein paar Gaffer an der Dorfstraße sich sammelten.

„Ade, Herr Im Ebnet," sagte sie so laut, daß man es die Gasse hinunter hören konnte. Sie drückte ihm hart die Hand. „Vergessen Sie mich nicht," fügte sie hinzu.

Magnus war ein wenig verwirrt. Das Blut stieg ihm leise in die Wangen. Er stotterte etwas von Dank und Wunsch alles Guten, nickte ihr

noch einmal zu und setzte seinen Karren in Bewegung.

Aber als er nun durchs Dorf und landein zog, hatte er so sehr die Empfindung, die Berta gehe hinter ihm, daß er mehrmals sich umsah, ob dem nicht wirklich so sei. Freilich sah er sie nicht.

Die nächste Station lag eine starke halbe Stunde überland. Magnus wurde der Weg nicht lang. Wie tapfer von der Berta! Wie gut von der Berta! dachte er immer. Und dann sah er wieder den Weg, die Wiesen, in denen das Gras hoch stand, und die Bäume, mit Obst behangen, dunkeln Wald und blauen Himmel darüber. Die Welt schien ihm nicht ganz so hell, wie er sie am Tage seines Freiwerdens gefunden hatte, aber er fand sie doch schön und wurde ruhig und zog gelassen fürbaß.

In einem Walde, den er zu durchschreiten hatte, stand ein Planwagen auf einem grünen Grasplatze. Zwei schmutzige Kinder hockten am Boden und spielten mit Steinen und Holzstücken. Ein schlankes Mädchen hing zerrissene Wäsche über ein paar Tannengrotzen in der Nähe. Drüben weidete das kleine Pferd.

Das Mädchen drehte sich, durch das Rollen seines Wagens aufmerksam geworden, um.

Er erkannte die Lukretia Blank, die damals den Freischein bei ihm geholt hatte.

Auch sie erkannte ihn wieder.

Er hielt an und grüßte. Wie zerlumpt sie aussah!

Ihre junge braune Schulter ſchaute an einer Stelle nackt aus dem zerriſſenen Hemde. Aber wieder feſſelte ihn der düſtere Ausdruck ihrer grauen Augen.

„Sind Sie nicht mehr auf der Kanzlei in Gerikon?“ fragte ſie.

Er antwortete: „Ich bin auf der Abreiſe.“ Dann wollte er wiſſen, wieſo ſie noch immer ſich in der Gegend aufhielten.

Das Kind gab Beſcheid: „Wir ſind weit im Land herum geweſen. Jetzt bleiben wir auf dem Rückwege hier liegen.“

Eine Art Wandermüdigkeit, mit Ungeduld vermiſcht, lag in ihrem Ton; er fiel ihm ſonderbar auf.

„Ich will nach der Stadt,“ erzählte er und wollte weitergehen.

Doch Lukretia, deren anfängliche Scheu von einer an dem Landfahrerkinde nicht befremdlichen Zudringlichkeit abgelöſt wurde, kam näher und fragte: „Was wollen Sie in der Stadt?“

„Arbeit ſuchen,“ gab er zurück.

„In der Stadt braucht man viele Arbeiter,“ fuhr ſie, halb zu ſich ſelbſt, halb zu ihm gekehrt, fort. „Ich möchte auch hinlaufen. Aber — in dem Aufzug — die würden mich ſchön fortjagen.“

Wieder fielen ihm der Überdruß und die Unruhe auf, die ihre Worte enthielten.

„Du mußt doch bei deinen Leuten bleiben,“ ſagte er.

Da fauchte sie auf wie eine Katze, das Blut trat ihr ins Gesicht, und die Augen sprühten nur so. „Das will ich eben nicht," sagte sie.

„Was werden dein Vater und deine Mutter sagen?"

„Wenn der Vater Schnaps hat, ist er zufrieden. Und die Mutter, bah, wegen der Mutter —"

Magnus lief es kalt den Rücken hinunter. „Ist dir die Mutter nicht lieb?" fragte er.

„Nein," antwortete sie hart. „Sie schlägt mich. Sie schlagen alle einander, der Vater, die Mutter, die Brüder —"

Nun mochte er nicht länger zuhören. Er setzte seinen Weg fort. „Ade, Lukretia," sagte er noch.

Aber sie hörte ihn nicht, so leise hatte er es gesagt. Und weil sie meinte, daß er sich mit Unwillen von ihr abwende, streckte sie ihm im Rücken lang die Zunge heraus.

Magnus Im Ebnet stieß seinen Karren weiter. Er ging lange mit gesenktem Kopf. Das Schicksal des Mädchens ging ihm nahe. Das war auch so ein entwurzelter Mensch wie er. Der Gedanke ließ ihn lange nicht los. Allmählich erst löste das andere Bild ihn wieder ab: Wie tapfer von der Berta! Wie gut von der Berta!

Sechſtes Kapitel

Wie laut und wirr die Stadt war! Magnus, der aus dem Einſtraßendorf Gerikon kam, wurde ganz ſchwindlig im Kopf, wenn er auf einem Fußſteig an einem der Hauptverkehrsplätze ſtand und warten mußte, bis er zwiſchen den Fuhrwerken und Straßenbahnen nach dem jenſeitigen Ende des Platzes durchſchlüpfen konnte. Seine Einſamkeit hatte ihn unbeholfen gemacht; es war ein Wunder, daß ihm kein Unglück geſchah. Mehr als einmal heimſte er Schelte und Schimpfworte ein, wenn er einem Wagen nicht geſchickt genug auswich. Wenn er aber in die ſtillen, alten Gaſſen kam, atmete er auf. Sie waren dunkel und kühl; man mußte den Kopf weit zurückbeugen, wenn man über den mehrſtöckigen Häuſern den Himmel ſehen wollte.

Magnus hatte aber Glück gehabt. Gleich die erſte Tür, an die er klopfte, war ihm aufgegangen. Er merkte ſchon, ſein Anſtaltspfarrer hatte vorgeſorgt. Er hatte ihn an einen Glas- und Porzellanhändler empfohlen. Magnus hatte dieſen zwar ſelbſt noch nicht zu ſehen bekommen, aber

als er sich bei ihm gemeldet und seinen Brief abgegeben, hatte ein Schreiber ihm nach einer Weile den Bescheid gebracht, daß er sich anderen Tages in dem und dem Magazin als eine Art Verwalter und Packer melden könne. Jetzt arbeitete er schon ein paar Tage in dieser neuen Stellung. Frühmorgens trat er an, sein Mittagessen nahm er in einer kleinen Wirtschaft in derselben dunkeln Gasse, wo sich die Magazine befanden, ein, abends begab er sich in eine Stube in einem Arbeiterquartier zurück.

Einen Vorzug hatte diese laute, wirre, große Stadt: hier schien kein Mensch sich um den andern zu bekümmern. Magnus kam sich wie ein Staubkorn vor, das in der Wolke des Verkehrs dahin und dorthin getrieben wurde. Seine Augen und sein Sinn mußten sich auch erst daran gewöhnen, Einzelheiten aus dem krausen Bilde seines neuen Alltags herauszufinden.

Zuerst wurde Magnus in seinen Magazinräumen und in der Kruggasse heimisch. Die Magazine nahmen mehrere Stockwerke ein. Sie wie das Haus, in denen sie sich befanden, waren nüchtern und düster. Zu unterst befanden sich die Packräume. Sie standen voll leerer und gefüllter Kisten. Stroh und Heu und Scherben bedeckten da und dort den Boden. Viel Staub klebte an den Wänden und auf den Gestellen aus rauhem Holz, die da und dort an sie angebaut waren. In den übrigen Stock-

werken ſtand das Geſchirr, Hafen und Häfelchen, Taſſen und Täßchen, Teller in jeder Größe und Tiefe, Gläſer in allen Formen und Farben. Viele waren in Papier gewickelt, viele wieder nackt, alle aber von dem alles beherrſchenden grauen Staub umſponnen.

Magnus hatte zuerſt eine große Achtung vor dem vornehmen Bruchwerk; er faßte es ängſtlich an, und wenn er allein war, ſo freute er ſich über das Feinzeug unter dem Kriſtall und Porzellan. Aber es wurde alles zum Alltag, und nach einer Woche ſchaute er das, was er in die Hände bekam, um es zu zählen, einzukaſten, auszupacken, einzuwickeln oder zum Verſand zu bringen, nicht mehr auf das Einzelding an.

Das neue Leben nahm ihn mit ſeinen Darbietungen und Forderungen ſo gefangen, daß vor das alte Schleier ſanken. In der Stille ſeiner Stadtbehauſung dachte er wohl an Gerikon, die Gemeindeſchreiberei, an die Schweſter Eliſe und die blonde Berta. Auch weiter zurück, an die Kerkerjahre, und noch weiter an die dunkle, unklare Jugendzeit und die ſchwere, lebenzerſtörende Tat. Allein er war dann müde von der Arbeit des Tages und mochte nicht grübeln, ſo blieb alles wie in einem Nebel.

Ein paar Leute traten zu ihm in Beziehung. Da waren zwei Hilfspackerknechte, ein alter und ein junger, zu denen ſich noch ein Fuhrmann geſellte,

der faſt alltäglich neue Ware nach den Magazinen brachte oder ſolche wegfuhr. Die drei hatten eine gemeinſame Eigenſchaft. Sie konnten keine ſechs Worte reden, von denen nicht eines geflucht war. Im übrigen hieß der alte Knecht Franz und hatte einen ſchwarzgrauen, wilden Bart und eine Weinnaſe. Der junge, namens Hans, war ein ſiebzehnjähriger Schlingel, gewachſen wie ein ſchöner Baum, mit einem Blondkopf und einem ſo hübſchen Milchgeſicht, daß ein Mädchen ſich ſeiner nicht hätte zu ſchämen brauchen. Der Fuhrmann endlich, ein ungeſchlachter und roher Menſch mit von Trunk und Sonne gleichermaßen verkupferten Zügen, trug den Namen Peter. Der Prinzipal, der ein kleiner, ſpitzbärtiger, beweglicher Mann war und dem Magnus nun perſönlich begegnete, führte dieſen bei dem Knechtedreiblatt ein und übergab ihm eine Art Aufſichtsrecht über ſie, eine Aufgabe, die weder leicht noch angenehm war. Der Prinzipal ſelbſt kam alle Augenblicke mit ſeinem Beſtellbuch unterm Arm gaßein und in die Warenräume geſchoſſen. Er hatte lebhafte, kleine Augen, deren Blicke wie Fledermäuſe in den Räumen herumhuſchten und von denen Magnus das Gefühl hatte, daß ſie ſich auf ſeinen Händen feſtſetzten oder auf ſeinem Rücken einhakten, wenn jener glaubte, daß er es nicht beachtete. Herr Jakob Leutenegger, ſo nannte ſich der Prinzipal und Ehrenmann, fing auch an, ihn auszufragen. Er ſei ſcheints auf der

Gemeindeſchreiberei in Gerikon geweſen. Warum er nicht dort geblieben ſei? So — ſo, der Gemeindeſchreiber habe ihm geraten, nach der Stadt zu gehen? Ja — und vorher? Ach — ſo, vorher ſei das andere geweſen? Nun ja! Es ſei ja ſchon nicht jedermanns Sache, Leute anzuſtellen, die —. Aber es läge eben an ihm, Magnus, zu zeigen, daß er auch Vertrauen verdiene. Jedenfalls die beiden Packer und der Peter brauchten nichts von dem Früheren zu wiſſen. Es ſei wegen dem Reſpekt.

Magnus hatte unter dieſen Reden das Gefühl, daß ihm das Blut aus den Füßen in den Kopf und wieder zurück ſtrömte, hin und her, wie ein warmer Bach. Aber er wußte nicht, ob Leutenegger etwas anderes hätte ſagen ſollen. Der ſprach mit freundlicher Rückſicht, mit milden Gebärden und einem ſanften Tonfall der Stimme, die den Worten viel Säure nahmen. Es war nur dennoch nicht leicht, dieſen ſtandzuhalten, und Magnus hätte lieber fortlaufen, ſich in das Getriebe der Stadt miſchen und nichts mehr hören mögen. Damit, daß ſeine drei Mitarbeiter nichts zu wiſſen brauchten, war er freilich einverſtanden. Sie ſteckten ohnehin gleich die Köpfe zuſammen. Der alte Franz, der ſchon zwanzig Jahre im Hauſe war und in allem wohl Beſcheid wußte, ſchimpfte, ſobald der Prinzipal weggegangen war, laut, es ſei unerhört, einem einen fremden Vogt aufzuzwingen, als ob man ſeinen Weg nicht ſelber wüßte. Hans

dagegen ſchaute Magnus mit ſeinen hübſch:n Augen frech ins Geſicht, als ob er ſagen wollte: Ich werde es dir ſchon zeigen, wenn es mir nicht paßt.

Da nun aber Im Ebnet ſchweigſam ſein Amt antrat, beſcheiden ſich um Dinge, die er nicht wußte, noch wiſſen konnte, bei dem älteren Arbeiter erkundigte und ſelbſt dem jungen Schlingel durch ſeine Ruhe Eindruck machte, geſtaltete ſich ihr Einvernehmen leidlich. Der Fuhrmann Peter lud ihn am dritten Tage ein, mit ihm auf gute Freundſchaft in der Wirtſchaft zum Krug drüben eines zu trinken. Magnus ſchützte für den Augenblick Arbeit vor, kam aber um das Beſcheidtun ein andermal nicht herum und wurde bei dieſer Gelegenheit auch um ſein Wie und Woher gefragt. Er gab knappe Antwort, was das Kleeblatt veranlaßte, einander zu verſichern, daß er ein blöder Kopf und ein gutmütiger Nichtsbedeutemann ſei, mit dem man ſo ziemlich machen könne, was man wolle.

Zuweilen kamen auch Ladenfräulein in die Magazine gelaufen, um Warenſtücke zu holen, die ein Kunde drüben im Geſchäft eben verlangt hatte. Während dieſe ſich anfänglich nicht um ihn kümmerten, bemerkte Magnus bei ihnen nach einigen Wochen eine größere Teilnahme. Sie begannen ihn wie ein Wundertier anzuſtaunen. Eine von ihnen traf er eines Tages in eifrigſtem Geſpräch mit ſeinen zwei Packern und merkte bald, daß von

ihm ſelbſt die Rede war. Er nickte gleichſam in ſich hinein; er ſpürte es bis in die Fingerſpitzen, wovon jene ſprachen. Seine Geſchichte ging um. Der Prinzipal hatte ſie unter ſeine Leute gebracht, vielleicht war ſie auch auf anderem Wege durchgeſickert. Natürlich! Wie hätte er erwarten ſollen, daß dem nicht ſo würde?

Eine Stunde ſpäter wußte der Fuhrmann Peter um die Sache; Magnus konnte es aus ſeinen Blicken leſen. Auch die anderen beiden hielten die Naſen hoch. Er fühlte, daß er bei denen mit einer Zurechtweiſung jetzt ſchlecht ankommen würde. Es tat ihm leid, des Prinzipals wegen, dem er recht zu dienen meinte. Es nahm ihm auch ein wenig die Arbeitsfreude.

Er ſuchte ſich an dieſem Tage ſeine Beſchäftigung im verſteckteſten Winkel des Hauſes, es tat ihm weh, Menſchen anzuſehen. Zu ſeiner Mahlzeit mußte er freilich in die Wirtſchaft zum Krug hinüber.

Das war eine niedrige Stube, dunkel und feucht und nur gerade ſo reinlich, daß die Polizei nicht einſchreiten konnte.

Ein paar Straßenknechte ſaßen in ihren Blaukitteln an einem Tiſch, als Magnus eintrat. Sie tranken Bier und ſpuckten auf den Boden. Vor einer Weile war Peter, der Fuhrmann, dageweſen. Die Kellnerin, eine ältere, verblühte und grobe Perſon, handelte davon mit einem weiteren Gaſt, einem jungen Burſchen, der ſie zum Dank für

ihre Vertraulichkeiten bald in den Arm kniff, bald zärtlich um die Hüfte faßte. Sie räusperte sich bei Magnus' Eintritt, den anderen zum Zeichen.

Im Ebnet wäre am liebsten wieder umgekehrt, aber er wollte nicht feige erscheinen. So sagte er gelassen sein „Guten Abend allerseits" und schritt an den Gaffern vorüber an seinen im Hintergrund des Lokals bescheiden genug gedeckten Tisch.

Die Kellnerin, die ihn sonst mit einiger Unterwürfigkeit bedient hatte, tat, als ob er nicht da wäre, und zischelte mit ihrem Jüngling weiter; die Straßenmänner glotzten.

Er holte sich eine Zeitung von der Wand und las. Er las wirklich, denn seine anfängliche Erregung hatte sich gelegt. Er wußte doch, daß das in seinem Leben nun nicht mehr anders sein werde.

Dann kam die Wirtin herein, eine dicke, schmierige Frau, die aber gutmütig in die Welt schaute und mit Verstand nicht überlastet schien. Sie wies die Schenkmamsell zur Ordnung, und Magnus bekam sein Essen. Der Grünschnabel, der mit dem Mädchen geschäkert hatte, trat ans Büfett und redete da etwas davon, daß es nicht jedermanns Sache sei, Leute wie den da hinten zu bedienen, wobei er sich keine Mühe gab, die Stimme zu dämpfen.

Aber die Wirtsfrau, in deren Verwandtschaft einer gewesen, den die Gesetze getroffen hatten, wurde über die Rede unwillig und verwies sie

ihm. Sie tat auch noch ein Mehreres und trat an Magnus' Tisch. „Sie müssen das nicht bös auffassen, Herr Im Ebnet," sagte sie mit plumpem Gutwillen, dann wollte sie ihn über sein Unglück trösten.

Magnus war es, als brannten ihn Nesseln, allein er blieb gelassen sitzen. Zu der unbeholfenen Trösterin sagte er leise und ablehnend: „Ich möchte davon nicht reden, Frau."

Mit einiger Verlegenheit trat sie zurück. Aber Im Ebnets Ruhe hatte Eindruck gemacht. Es störte ihn niemand mehr.

Er aß schweigend und langsam. Nicht früher als sonst verließ er das Lokal.

Zunächst hatte Magnus keine weiteren Ungelegenheiten. Seine Friedfertigkeit entwaffnete die, die allenfalls ein Schmähwort lose auf der Zunge sitzen hatten. Aber er sah, wie das Gerede gleich einem stetig weiterrinnenden Ölstrom sich ausbreitete. Vielleicht bestand manches in seiner Einbildung. So, daß er meinte, Leute, die ihm auf den Straßen begegneten, blickten ihn herausfordernd an oder blieben gar stehen, um ihm neugierig nachzuschauen. Sicher aber war, daß kurze Zeit nachher auch an seinem Wohnorte man genau über ihn Bescheid wußte.

Das Haus, in dem er seine Schlafstube hatte, war ein großes, altes Gebäude, ganz von Arbeiterfamilien bewohnt. Er hatte zum Mietsherrn einen

alten Kesselschmied, einen feisten Mann, der ihn nicht grüßte und sich überhaupt nicht um ihn kümmerte, so daß er nur mit seiner großen, hageren, kinderlosen Frau zu tun hatte. Diese aber gehörte einer frommen Sekte an und war vor allem ein guter Mensch. In ihren Augen konnte er zwar eines Tages auch die seltsame Lust des Wissens lesen, die er an jedem, seine Schuld Kennenden, bemerkte, allein sie sprach mit ihm nicht davon, blieb immer gleich freundlich und hatte nur die unliebsame Angewohnheit, in einem Jammerton die Härte der Welt zu beklagen, wobei ein deutlicher Hinweis auf Magnus' Schicksal unterlief. Er konnte indessen genau beobachten, wie die Kenntnis seines Schicksals unter den übrigen Hausgenossen, den vielen, vielen Menschen Fortschritte machte. Heute ergriff sie diesen, morgen jenen. Heute streckte diese Frau den Kopf aus der Tür und gaffte ihm nach, wenn er zur Arbeit ging, und morgen stieß dort ein Mann den anderen an, wenn er auf dem Flur an ihnen vorbeikam. Kinder riefen ihm Übernamen nach oder zeigten ihm die Zunge; eine zänkische Alte keifte in allen Tonarten, als er im Vorübergehen versehentlich mit seinem Arm den ihrigen streifte. Täglich lief er Spießruten durch Reihen von Müßigstehenden.

Aber er muckste nicht. Manchmal wunderte er sich über die Gemeinheit der Menschen, wenn sie zu groß und auffällig war. Es gab auch Stunden,

in denen ihm der Atem von einem eigentümlichen Lebensekel eng wurde, aber meistens ging er an aller Unbill vorbei und entschuldigte vor sich selbst seine Widersacher.

In seiner Stube, die mit weißen Vorhängen und Blumen am Fenster freundlicher war, als der öde Kasernenbau von einem Hause erwarten ließ, begrüßte ihn die Taube, wenn er eintrat. Sie kannte seinen Schritt schon auf der Treppe. Er konnte ihr vertrautes Girren schon im Flur hören. Sie flog ihm auf die Hand, und er drückte sie an sich. Sie nestelte ihren kleinen, weißen Kopf in seinen Rock hinein, gerade wie sie einst in seine Sträflingskleider sich hineingeschmiegt. Es war nicht viel Liebe, aber es war ihm genug. Es war ein Geschöpf, das ganz zu ihm gehörte.

Manchmal schrieb die Schwester Elise. Ihre Briefe waren besser als ihr persönliches Benehmen. So trocken sie waren und so manchen Klang heimlichen, verhaltenen Vorwurfs sie bargen, oft quoll es darin auf wie ein versteckter Schrei des Blutes und enthielten sie das Wort: Wir sind einander doch am Ende die nächsten. Vom Gemeindeschreiber ließ sie dann und wann eine Nachricht unterlaufen. Von der Berta schrieb sie nie. Aber einmal kam von dieser selbst eine Karte. Von der Rigi. „Lieber Herr Im Ebnet, ich habe heute ganz allein den Aufstieg auf diesen Berg gemacht und grüße Sie. Berta.“ Diese Karte las er an vielen

Abenden vor dem Schlafengehen, obwohl er sie längst auswendig wußte. Aber er beantwortete sie nicht.

Er ging auch wie in Gerikon an Sonntagen vor den Ort hinaus. Einsame Waldwege suchte er auf. Und wenn er mit der Natur allein war, vergaß er alles über ihrer Schönheit.

Er war schon mehrere Monate in der neuen Stellung, als er in der Wirtschaft zum Krug, wo er immer noch an dem Hintertisch in aller Stille seine Mahlzeiten nahm, Zeuge eines Gespräches wurde, das zuerst um seines Lärmes und dann um seines Inhalts willen seine Aufmerksamkeit erregte. Die Wirtschaft war voll von grölendem Volk, und er hatte sie mit einigem Zögern betreten. Es waren Schiffleute und Auslader, die in dem nahen Frachtschiffhafen des Sees zu tun und ihren Zahltag gehabt hatten. Einige spielten, andere trieben Politik, ein halbes Dutzend junge Burschen saßen, die sonnengebräunten Arme über den Tisch geworfen und mit an der Brust aufgerissenen Hemden da und neckten einander mit ihren Mädchen.

„Der Rudi hat jetzt eine neue," stichelte der eine.

„Wieso?" fragte ein zweiter unter dem Auflachen der anderen.

Der Rudi, ein stämmiger Mensch, dem die Wadenmuskeln auf der weißleinenen Hose sich abzeichneten, schmunzelte in sich hinein.

„Sie ist eine wie eine Katze," berichtete der erste wieder.

„Wie eine Zigeunerin," verbesserte ein anderer.

„Vielleicht ist sie eine," sprach der Rudi nachdenklich vor sich hin und sah mit glänzenden Augen ins Glas.

Einer, der bisher geschwiegen, lärmte auf: „Hat sie nicht graue Augen, frech und bös wie ein Luchs?"

„Geradeso," bestätigte der erste.

Dann stritten sie hin und her. Die einen wollten nicht gelten lassen, daß die Besprochene eine Zigeunerin sei. Eine Korberstochter nannte sie einer. Und weil sie ihm keine Ruhe ließen, erzählte der Rudi, während in seinem Blick und seinem arbeits- und weinentzündeten Gesicht deutlich der Grimm eines noch nicht erfüllten Wunsches leuchtete, das Mädchen sei Spülmagd beim Rößliwirt und komme nur selten aus dem Hinterraume an den Schanktisch. Der Wirt könnte Geschäfte machen, wenn er sie mehr hervorließe.

Magnus Im Ebnet sah auf einmal ein Gesicht mit zwei großen, grauen Augen und wirrem Haar vor sich. Sprachen sie da nicht von der Lukretia Blank? War das Mädchen dem Wagen entlaufen und seinem Verlangen nach der Stadt gefolgt?

Still ging er hinaus. Aber lange blieb ihm das Gespräch im Gedächtnis.

Siebentes Kapitel

Das Leben nahm seinen Gang. Tage-, selbst wochenlang konnte es für Magnus Im Ebnet ein Strom ohne Wellen sein. Da er den Menschen so viel wie möglich aus Weges ging, geschah ihm kein Leid von ihnen. Der Prinzipal, der mit seiner Arbeit zufrieden war, ließ sich manchmal mit ihm in ein Gespräch ein, das nicht nur von Geschäften handelte. Er redete dabei etwas von ferne, von oben herab, und Magnus fühlte, daß diese Kommmir-nicht-nah-Freundlichkeit sich bei Gelegenheit in eine spitze Herrischheit verwandeln konnte, allein warum sollte er nicht dankbar hinnehmen, was war, und nicht vorsorgen um etwas, was nicht mit Sicherheit eintreffen mußte? Ebensogut wußte er, daß der Friede mit seinen drei Knechten nur so lange halten konnte, als er selbst sich duckte. Aber der Friede hielt eben noch, und so trug er ihm Sorge wie dem Glas, das er täglich unter den Händen hatte. Wenn nur nicht das Ducken und Nichtmucken einen so niedergedrückt hätte! Wenn nur nicht in dem Auswegegehen selbst die Erkenntnis gelegen hätte, daß man niemand im Wege sein durfte!

Einmal, als er in dem dunkeln Packraum der Kruggasse vor seinem Magazinbuch stand und schrieb, kam der Packerbursche Hans herein und meldete Magnus, daß draußen eine Frau sei, die ihn zu sprechen wünsche.

„Was für eine Frau?" fragte Im Ebnet.

„Eine Frau halt," antwortete Hans. In seinen Augen saß der Spotteufel.

Magnus ging selbst zur Tür.

Da trat eine sehr lange, sehr schlanke Dame mit einem wehleidigen Milchgesicht über die zwei Stufen aus der Gasse in den Packraum. Sie hatte ein schwarzes Kleid an und ein Abzeichen an dem schmalen Busen festgesteckt. Unter dem Arm trug sie eine schwarze Tasche.

„Ist er das?" fragte sie den jungen Hans.

Der nickte grinsend und lungerte herum, als ob sie ihn als Zeugen brauchten.

„Sie sind Magnus Im Ebnet?" fragte die Dürre diesen.

Magnus bejahte.

„Ich bin Mitglied der Kommission zur Linderung des Loses entlassener Sträflinge," sagte die Dame. Dann sah sie sich um, und als sie merkte, daß der Bursche noch hinter ihr stand, wurde sie rot und merkte, daß sie ungeschickt gewesen war.

Magnus wartete mit gesenktem Kopf.

Der Packerbursche ging; er mußte den Kameraden melden, was der Im Ebnet für Besuch habe.

„Ich habe die Pflicht," erklärte die Vereinsdame weiter, „mich zu erkundigen, wie es unſeren Schützlingen geht. Sie ſtehen auf der Liſte."

Magnus dachte nach, wie er wohl auf die Liſte gekommen ſei; das Wort ſeiner Beſucherin hörte er nur ganz von fern.

„Sind Sie zufrieden hier?" fragte die Barmherzige ein wenig vorwurfsvoll, weil er ſo wortkarg war.

„Ja," gab er zurück.

„Man iſt alſo recht mit Ihnen?"

„Ich habe nicht zu klagen."

„Das iſt ſchön. Ich will nachher bei Ihrem Prinzipal vorbeigehen und ihm ſagen, wie ſchön das von ihm iſt," verſicherte die Hagere.

Magnus ſtimmte ihr bei. Gewiß, ſie hätte ſehr recht. Dabei dachte er, daß das Frauenzimmer nun wieder gehen könnte.

Aber dieſe ſchien anderer Anſicht zu ſein. Sie ſetzte ihm auseinander, daß, um ſich ſo recht für ſeine Perſönlichkeit intereſſieren zu können, ſie einiges aus ſeinem Leben wiſſen ſollte. Sie ſtand wie ein langer Nagel da, der ſteckenbleibt, wo man ihn eingeſchlagen, und legte ihren wehleidigen Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Schulter. Mit Worten, denen Magnus ihre ſchonende Teilnahme nicht abſtreiten konnte, fragte ſie ihn über ſeine Jugend, ſeine Schuld und ſeine Strafzeit aus. Er mußte auch zugeben, daß man der mitleidigen

und ehrbaren Dame alle Hochachtung ſchulde. Es kam ihm nur alles, was ſie ſagte und wollte, ſo überflüſſig vor, und er hätte ihr gern geſagt, daß er wieder an die Arbeit müſſe. Aber er hielt ſtill.

Dann verſprach ſie, ein andermal wiederzukommen, und bot ihm zum endlichen Abſchied die Hand. Dabei ſchaute ſie ihn mit einem wackeren Blick an, als verſicherte ſie ihm: Siehſt du, wir von unſerem Verein ſcheuen uns nicht, mit euch Verlorenen Verkehr zu pflegen.

Noch als ſie zur Tür hinaus war, ſpürte er den heftigen, ganz auf Ermutigung berechneten Druck ihrer langen, kühlen, etwas ſamtigen Hand. Wie ſeltſam das alles iſt, dachte er.

Es dauerte ein Weilchen, ehe er ſich wieder in ſeine Arbeit zurückfand, aber am Ende vergaß er über dieſer den Beſuch und empfand das alte Vergnügen, Buchſtaben und Zahlen recht regelmäßig und ſchön in ſein Buch zu ſetzen. Als dann gar ein wenig Sonne ſich in die enge Gaſſe hinunter ſtahl und ein im blinden Fenſter entlichteter müder Schein gerade auf das Buch und ſeine Schriftzeichen fiel, fand er völlig ſein Gleichmaß wieder und fühlte ſich, wie oft, in ſeinem engen Kreiſe glücklich und zufrieden.

Zwei Tage ſpäter traf Magnus ein Schlag. Bei der Heimkehr von der Arbeit fand er ſeine weiße Taube tot auf dem Boden liegen. Er hatte zuerſt gemeint, ſie ſchliefe nur, und ſie angerufen. Aber

als ſie nicht antwortete und er ſie berührte, war ſie ſteif. Es fuhr ihm wie ein Stachel ins Herz. Lange ſchaute er auf das tote Tier in ſeiner Hand nieder. Er konnte ſich kaum mehr an die Zeit erinnern, da ſie nicht bei ihm geweſen war. Er mußte aber an ſeine Zelle denken, wie die Taube auf dem Schranke geſeſſen und neben ihm auf dem Bette geſchlafen hatte. Er ſprach in Gedanken mit ihr und hörte ihr antwortendes Girren. Nun war ſie tot. Wie ſtill die Stube war und wie leer!

Er legte das Tier in ſein Körbchen, vergaß, daß er noch kein Abendeſſen gehabt hatte, und trug es aus der Wohnung fort. Bis in den Wald, der die Stadt überragte, lief er hinauf und grub den Vogel an einer Stelle ein, die er leicht wiederfinden konnte. Er formte einen kleinen Hügel und legte, wie Kinder tun, Kieſel in Kreuzform geordnet darauf.

Auf dem Heimwege ſah er das Getriebe der Stadt nicht. Er mußte immer an das Tierweſen denken, das er verloren hatte. Er machte ſich zu Hauſe ſein Eſſen zurecht und tat einige andere Alltagsgeſchäfte ab. Aber eine eigentümliche Unruhe erfüllte ihn, als ob jemand, der zu ihm gehörte, noch nicht da ſei. Er lief noch einmal in die Nacht hinaus. Die Müdigkeit trieb ihn zurück, allein er konnte nicht einſchlafen, als er ſich niederlegte. Er wartete immer auf etwas, das nicht kam.

Von da an, wenn er Tauben ſah, lockte er ſie.

Aber ſie waren nicht ſo zahm. Keine flog ihm zu. Er dachte daran, ſich eine zu kaufen, oder ein anderes Tier, einen kleinen Hund oder eine Katze. Aber er konnte gar keine rechte Luſt dazu faſſen.

Seine Taube war ja einſt freiwillig zu ihm gekommen.

Die Unruhe ſteigerte ſich. Sie machte ihn ganz krank. Wollte niemand — niemand auf der Welt etwas von ihm wiſſen? War er bisher den Leuten gern aus Weges gegangen, ſo ſpürte er nun auf einmal ſeine Verlaſſenheit. Er begann Briefe zu ſchreiben, an den Anſtaltspfarrer, an die Schweſter. Wenn er nur ein Wort von jenen hörte, damit er nicht ſo — ſo ganz verloren war.

Die Antwortbriefe kamen indeſſen nicht ſo bald. Er lief herum. Er ſtreifte durch zwanzig fremde Gaſſen, als ſuchte er etwas.

Er wußte nicht, wie es kam, daß er eines Abends vor der Wirtſchaft zum Rößli ſtand, von der die Burſchen damals geſprochen und in welcher das Korbermädchen ſich befinden ſollte. Er war auf dem Heimweg von der Arbeit. Um hier vorbeizukommen, hatte er einen weiten Umweg machen müſſen. Was er wollte, wußte er nicht. Er ſtand in der Straße des unſchönen und verrufenen Quartiers und ſah die zwei großen Glasſcheiben der Wirtsſtube an, hinter denen ſtraff geſpannte, unſaubere Vorhänge dem Einblick wehrten. Er emp-

fand Neugier, ob die Lukretia Blank wirklich da drinnen sei, ob sie überhaupt einmal dagewesen. Wenn er sie hätte begrüßen können — hm, sie war eine alte Bekannte, sie stand ihm fast nah, wenn er verglich, wie fremd die ganze übrige Stadt ihm war.

Als während einer ganzen Weile weder ein Mensch aus der Wirtschaft trat, noch jemand hineinging, schritt auch er weiter.

Am anderen Tage machte er den gleichen Weg. Dann verlachte er sich selbst um des Gebarens und blieb fort. Und kam doch wieder.

Und wie er nicht gewußt hatte, wie er vor die Wirtsstube gekommen war, so wußte er eines Tages auch nicht, wie er plötzlich drinnen saß und ein Glas Bier bestellte.

Er war der einzige Gast. Ein Mann stand am Schanktisch und brachte ihm das Getränk. Es war der Wirt, ein Mensch mit einem Säufergesicht. Er stellte das Glas vor ihn hin, trat in den Zugang zu einem Hinterraum und rief hinein: „He holla, Gastung."

Da kam die Lukretia heraus.

Magnus erkannte sie sogleich, obgleich sie nicht mehr in Lumpen ging. Sie trug sich geputzt, stak in einem kurzen, engen Kleide, das die schöne Schlankheit ihres Körpers mehr zeigte, als nötig war. Ihr Haar war noch immer wirr, aber sie hatte es nach neumodischem Muster hochgesteckt. Ihre

hohen Schuhe klapperten, während sie sich mit gezierten Schritten näherte.

Nun erkannte sie ihn ebenfalls. Ihre grauen Augen leuchteten freudig auf. „Nein! Sind Sie es wirklich?“ fragte sie mit kindlichem Vergnügen.

Ihr Ton tat Magnus wohl.

„Haben Sie denn gewußt, daß ich hier bin?“ fragte sie weiter.

Er erzählte ihr, wie er ihren Aufenthaltsort erfahren hatte, und fragte, wie es ihr hier gehe.

Sie berichtete, zuweilen leichtfertig lachend, sie hätten sie aus dem dunkeln Putzraum ans Licht hervorgeholt. Ihre Vorgängerin hätte ihretwegen weichen müssen.

„Und es gefällt dir?“ fragte er. Er besann sich nicht, ob er sie duzen sollte. Sie war ihm noch immer das Kind, als das er sie zum erstenmal gesehen hatte.

Sie zuckte die schmale Schulter.

„Und wissen deine Eltern, daß du hier bist?“

„Sie wußten, daß ich fortlaufen würde. Sie waren froh, eines weniger im Karren zu haben.“

Er dachte, welch ein verlorenes Wesen sie sei, in die Welt und durch die Welt geblasen, wie er selber. Dann packte ihn eine Art Angst um das verwilderte Geschöpf. „Glaubst du, daß du hier am rechten Ort bist?“ fragte er.

Sie schaute sich um, ob niemand zuhöre, und neigte sich näher zu ihm. „Wenn ich an das Herum-

ziehen denke, komme ich mir hier wie im Paradiese vor. Aber manchmal —"

Sie stockte, und er meinte zu sehen, daß ihre Augen feucht geworden seien.

„Nun?" ermunterte er.

Aber sie hatte zur Antwort nur wieder ihr oberflächliches Achselzucken.

Dann drehte sie sich auf ihrem hohen Absatz einmal um sich selbst und kicherte: „Lustig ist es einmal, das Leben, das kann niemand abstreiten."

Magnus wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte.

Lukretia erkundigte sich nach seinem eigenen Ergehen.

Er stand ihr Rede. „Hast du auch jemand, der sich deiner etwas annimmt?" fragte er dann.

„Nur zu viele," gab sie rasch zurück und fügte dann zögernd und mit abermaligem plötzlichem Ernste hinzu: „Aber niemand rechten."

Magnus sah in den Tisch. Es war ihm, als müsse er sagen: Wir zwei sollten uns zusammentun. Aber das Gefühl, sich niemand aufdrängen zu wollen, war so stark in ihm, daß er schwieg.

Als das Gespräch nicht mehr recht vom Fleck wollte und er sein Glas leer hatte, erhob er sich.

Der Wirt war wieder eingetreten, zwinkerte mit den Augen und sagte, aha, ob da eine alte Bekanntschaft erneuert worden sei?

Magnus litt es nicht länger. Er verabschiedete sich.

Die Lukretia ſtreckte ihm die kleine braune Hand hin, und als er ſie ergriff, ſtahl ſie ſich Schutz ſuchend in ſeine langen, knochigen Finger.

„Kommen Sie doch wieder einmal," bat ſie, ihn zur Schwelle begleitend.

Er verſprach es. Dann ging er mit der eigentümlichen Empfindung hinweg, er kenne das Mädchen jahrelang und ſtehe ihr ganz nahe, er habe ein Recht auf die Lukretia Blank oder eine Pflicht gegen ſie, gleich als ſei ſie ihm verwandt oder irgendwie anbefohlen. Mitten in der Arbeit, aber auch in den Nächten mußte er immer wieder an ſie denken. Dennoch zögerte er lange, ſie wieder aufzuſuchen.

Mit ſeinen Arbeitern hatte er ſich weiter und aus ſeinem Verdienſt leidlich vertragen. Eines Abends erwiſchte er indeſſen den Burſchen Hans, wie er zwei Porzellantaſſen in Papier ſchlug und forttragen wollte. Er erkundigte ſich, welchem Zweck ſie dienen ſollten.

Der Burſche antwortete grob, es ginge ihn nichts an.

Magnus' Blut kam ins Wallen. Wenn es um ſeine eigene Sache gegangen wäre, würde er geſchwiegen haben. Aber ſein Rechtsſinn ließ es nicht zu, daß er den Prinzipal zu Schaden kommen ließ.

„Wenn es mich nichts angeht, ſo wird es Herrn Leutenegger angehen," erwiderte er. „Ich

werde ihm Mitteilung machen." Seine Hand zitterte vor Erregung.

Vielleicht glaubte der andere, er fürchte sich. Ihm schwoll der Kamm.

„Unterstehe dich," brüllte er los.

Seine beiden Genossen, der alte Franz und der Fuhrmann Peter, die gerade vor dem Magazin in der Gasse standen, hörten den Lärm und kamen herein.

„Ich soll die Tassen nicht fortnehmen dürfen," begehrte der erboste Blondkopf auf. Er fügte bei, daß sie für seine Mutter bestimmt seien. Freilich stellte er die Sache so dar, wie wenn er die Absicht gehabt hätte, sie drüben im Laden zu bezahlen.

Magnus wollte einlenken und ruhig erklären, daß es nicht der Ordnung entspreche, wenn ein Arbeiter eigenmächtig aus den Magazinen eine Ware sich aneigne.

Aber die drei ließen ihn nicht zu Worte kommen. Ob er glaube, sie seien Diebe, grölten sie. Das ließen sie sich nicht gefallen. Er solle lieber für sich selber Sorge tragen; sie hätten noch nie im Zuchthaus gesessen.

Er verstummte. In solchen Augenblicken überfiel ihn stets eine große Ermattung, als sehe er mitten im Laufe ein, daß er nicht ans Ziel komme. Was sollte er ihnen erwidern? Er konnte ihnen die Achtung nicht aufzwingen, die sie ihm versagten. Er drehte sich ab und begab sich aus dem

Raum in einen anderen und aus diesem in einen nächsten. Wieder lief er so weit als möglich von dem Schauplatz des Lärms fort, nicht aus Furcht, sondern nur um kein Aufsehen zu machen.

Daß er mit Leutenegger reden müsse, stand für ihn fest. Er verschob indessen die Sache auf den Feierabend. Als er jedoch nach dem Mittagessen das Magazin wieder betrat, fand er den Prinzipal seiner wartend. Dieser gab sich den Anschein, er sehe irgendwelche Ware nach und erwiderte so beiläufig seinen Gruß. Als Magnus sich jedoch über sein Warenbuch machen wollte, sprach er ihn an: „Sie scheinen einen Anstand mit den Knechten gehabt zu haben?"

Im Ebnet sah, daß seine Widersacher, die für ihn innerlich kaum solche waren, ihm zuvorgekommen waren. Er bejahte des anderen Frage und gab eine kurze, schlichte Schilderung des Vorfalls.

Leutenegger meinte, er sei sozusagen im Recht — nur die Leute seien schon lange in seinen Diensten, seien bewährt, wenn auch nicht fehlerlos, glaubten deshalb gewisse Vorrechte zu haben, was ihnen schließlich nicht zu verargen sei.

„Es ist," schloß er, „für mich eine recht dumme Geschichte."

Wieso? dachte Magnus bei sich.

Der andere sprach weiter: „Die drei Männer wollen nicht mehr neben Ihnen arbeiten."

Magnus ſah ganz ruhig auf. Was jetzt kam, überraſchte ihn nicht.

„Es tut mir ja leid," vollendete Leutenegger. „Sie haben Ihre Sache recht gemacht bei mir. Aber — was eben mit Ihrem Vorleben zuſammenhängt — wie geſagt, die Leute ſind ungerecht, aber — ſie erklären mir, ſie würden alle drei weggehen, wenn Sie hier bleiben."

„Ja, ja," ſagte Magnus Im Ebnet.

Vielleicht hatte der andere Widerſpruch oder eine Bitte um Hilfe erwartet. Er war ſehr befriedigt, als er Im Ebnet ſo ruhig ſah. „Ich zahle Ihnen natürlich Ihren Monat zu Ende," beeilte er ſich zu verſichern.

„So muß ich gleich gehen?" fragte Magnus.

Leutenegger war verlegen. „Ich bin in einer dummen Lage," betonte er wieder. „Ich kann ohne die drei Kerle nicht auskommen."

„Sie brauchen nur zu beſtimmen," entgegnete Magnus kühl.

Da wurde der andere eifrig und beteuerte, es eile nicht, eile gar nicht. Er könne am Abend, könne auch erſt am Ende der Woche gehen, es ſei ihm ganz überlaſſen. Aber es war zu merken, daß der Abend ihm doch lieber als das Wochenende ſei.

Magnus dankte dem freundlichen Manne und ſagte, er wolle nachher ſeinen Lohn holen.

Leutenegger bemerkte, es werde Im Ebnet

ſicher nicht fehlen, eine andere, ja beſſere Stellung zu finden, er ſei ja wirklich ein tüchtiger Menſch. Dann ging er.

In Magnus quoll ein wenig Bitterkeit auf. Er ſeufzte leiſe. Dann tat er bis zum Abend ſeine Pflicht.

Achtes Kapitel

Magnus Im Ebnet hatte seinen Lohn in Empfang genommen und war von seinem Glashändler mit ein paar weiteren schmeichelhaften Redensarten und guten Wünschen entlassen worden. Beim Gang durch die Stadt ließ ihn das Straßengetriebe zu keiner Sammlung kommen. Erst in seinen vier Wänden überlegte er, daß in seinem Leben wieder einmal eine Veränderung eingetreten war und daß er morgen nicht zur gewohnten Stunde an die Arbeit zu gehen brauchte. Es beunruhigte ihn nicht. Alles in ihm blieb glatt und still. Die Überzeugung, daß er jetzt nie etwas gegen Pflicht und Gerechtigkeit tat, machte ihn sorglos. Nur das Einsamkeitsgefühl, das unbewußte Suchen nach etwas, was zu ihm gehörte, regte sich stärker.

Morgen also, überlegte er weiter, hatte er — kein Ziel. Wo sollte er sich um Arbeit umsehen? Er hatte sich unterwegs, wie jeden Abend, die Zeitung erstanden und las nun ihre Anzeigen. Er fand eine Anzahl Gesuche nach Arbeitern. Aber obwohl er mechanisch prüfte, wo er sich zu melden hatte, empfand er nicht die geringste Lust, wirklich

etwas dergleichen zu unternehmen. Sie würden ihn fragen, woher er käme, was früher — gewesen sei. Und — er mochte davon nicht reden. Es wollte nicht aus ihm heraus. Es widerstrebte ihm so. Er konnte vielleicht wieder an Pfarrer Ott, den Anstaltsgeistlichen, schreiben. Gewiß — der gütige Mann würde ihm auch jetzt wieder helfen, wenn er ihm dartat, daß er, Magnus, an dem Wechsel nicht schuldig war. Aber ob das jenem nicht ein wenig lästig sein würde — sein müßte, wenn er ihn immer wieder in Anspruch nahm? Nein, er konnte ihn nicht wieder bemühen. Im Grunde eilte es ja auch gar nicht. Er hatte einige hundert Franken Erspartes, auch wurden wieder ein paar kleine Zinsen seines Vermögens fällig. Ein halbes Jahr konnte er, anspruchslos, wie er war, ganz gut auch ohne Verdienst auskommen. Vielleicht hätte er einmal die Zeit zu einem Besuch bei der Schwester benutzen können. Ihre seltenen Briefe ließen erkennen, daß sie sich darüber nicht wundern, vielleicht sogar freuen würde. Nur — nein — was sollte er auch in Gerikon? Es war ihm nicht um Reden und Erzählen. Und dann — ohne Verdienst ging es wohl, aber nicht — ohne Arbeit. Wie sollte er den ganzen Tag müßig zubringen?

Er tat einen neuen Blick in die Zeitung. „Schreibstube für Stellenlose," las er. Das leuchtete ihm ein. Da wollte er morgen hingehen.

Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, so be-

merkte er einen leisen Schein von später Sonne im Zimmer. Das rührte ihn. Mit der Taube im Arm hatte er sich immer in diesen milden Abendschein gesetzt. Er hatte dem Tier scheinbar ebenso wohlgetan wie ihm selbst und seinen krankhaften Händen, an die er immer so leicht fror. Von der Taube gingen seine Gedanken zu Lukretia. Es war, wie wenn heimliche Fäden seine Seele an die ihre knüpften. Beinahe wäre er sogleich noch nach der Wirtschaft zum „Rößli" gegangen und hätte sie aufgesucht, aber es fiel ihm ein, daß er ungelegen kommen könnte, und er verzichtete. Anderen Morgens meldete er sich auf der Schreibstube. Er kam in einen großen Betrieb, mehrere saalartige Räume, in denen Menschen saßen und rechneten oder schrieben oder zeichneten oder aus Zeitungen Ausschnitte machten und was dergleichen Arbeiten mehr waren. In einem kleinen Zimmer wurde er um seinen Namen, seine Papiere gefragt und mit seinem Begehren aufgeschrieben. Man sah ihn kaum an und klapperte die an ihn gestellten Fragen gerade so herunter, wie das Dutzend Schreibmaschinen, die in der Anstalt in Tätigkeit waren, ihre Buchstaben hintackten. Eine Vorstandsdame übergab ihn einem Schreibfräulein. Das wies ihn an einen alten bebrillten Buchführungsmenschen. Er kam sich vor wie ein Ziegelstein, den ein Arbeiter dem anderen zuwirft.

Der Brillenmann teilte ihm mit, daß er Arbeit

bekommen könne, doch passe es besser, wenn er erst am folgenden Tag beginne. So fand er sich nach einer Weile wieder in dem kahlen, hallenden Flur, durch den er hereingekommen war.

Einen Tag mußte er nun warten. Er besann sich, was er mit diesem langen Tag beginnen sollte. Langsam begab er sich ins Freie. Der Himmel war heiter. So mochte er also wohl einen Spaziergang machen. Die Stadt war von bewaldeten Hügeln umschlossen. Wo er sich hinwendete, konnte er kühle, schöne Wege finden. Er schlenderte wahllos durch die Straßen; aber er dachte nicht an die Hügelwege, sondern an Lukretia. Es war, als ob eine unsichtbare Hand ihn gewaltsam zöge. Er steuerte der Wirtschaft zu, in der er sie getroffen hatte. Nicht um sie zu sprechen, meinte er. Er wollte nur vorbeigehen, vielleicht zufällig einen Blick durch die Tür tun. Wieder wie jenes erste Mal blieb er in der Straße stehen, als er das Lokal erreichte. Wagen und Fußgänger trieben an ihm vorbei. Es schwindelte ihn ein wenig von dem Treiben, aber er konnte sich nicht entschließen, weiterzugehen. Das Mädchen da drinnen — was war sie ihm? Eine flüchtige Bekanntschaft und nicht einmal eine pflegenswerte, aber doch in dieser großen Stadt der einzige Mensch, an den ihn ein dünnes Band knüpfte, der ein leises Interesse an ihm hatte. Aber — vielleicht — war die Lukretia gar nicht mehr da. Dieser letzte Gedanke jagte ihm

eine plötzliche Angst ein. Er geriet in eine sonderbare Hast und trat mit einem jähen Entschluß in die Wirtschaft.

Es saßen ein paar Gäste da, die ihn angafften; die Lukretia sah er nicht. Der Wirt nahm ihm mürrisch seinen Gruß ab und brachte ihm das Getränk, das er bestellte. Er fragte ihn so beiläufig nach der Aufwärterin. Das Herz klopfte ihm dabei, als ob er etwas Böses tue, und er verbarg mit Mühe die Unruhe, die ihm die Frage auf die Zunge trieb.

Der Wirt gab ihm grob und laut Bescheid, das Mädchen habe heute seinen gesetzlichen Freitag, das Gesetz mache mit Gewalt Faulenzer aus derartigem Weibsvolk. Er fluchte und spuckte. Dann wendete er sich zu den übrigen Gästen und polterte über die Obrigkeit und ihre Bestrebungen zur Volksbeglückung. Endlich drehte er sich Magnus wieder zu und warf die Bemerkung hin, wenn er seine Bekannte etwa durchaus sprechen müsse, so sei sie wohl noch in ihrer Kammer und putze sich zu einem Paradegang in der Stadthauptstraße heraus.

Magnus wehrte verlegen ab. Er hätte gern ein Wort mit Lukretia gewechselt, aber die vielen Zeugen waren ihm im Wege. Er trank ein wenig trübselig sein Glas leer und stand auf. Im Augenblick, da er sich der Tür näherte, trat von der anderen Seite Lukretia ein. Er hörte ein anzügliches Husten eines der Gäste. Aber er hielt sich

nicht auf. In der Straße draußen aber reute es ihn, daß er davongegangen war, und er blieb, die Tür im Auge behaltend, in der Nähe.

Die Lukretia war ausgangsbereit. Sie hatte Magnus erkannt. Zunächst aber gaben ihr die Gäste zu tun.

„Da geht gerade der Hochzeiter hinaus," fiel sie einer an.

Die anderen lachten. Neue Witze wurden gerissen. Wie fein sie sich gemacht hätte! Sie solle sich nur den Hutgarten auf dem Kopf nicht verhageln lassen.

Sie blieb auf keine Anrempelung die lose Antwort schuldig. Sie war auffallend herausstaffiert. Ihre Bluse schimmerte im grellsten Rot. Sie trug hohe, feine Stiefel und dünne Strümpfe. Fahrig und nichtsnutzig sah sie aus, aber die katzenhafte Schmiegsamkeit und Anmut ihrer Bewegungen und die heiße Jugendlichkeit, die ihr aus den grauen Augen leuchtete, gaben ihr einen großen Reiz. Am Ende zuckte sie gegen die Spötter wegwerfend die Schulter und verließ das Lokal.

Magnus sah sie herauskommen, sah noch ihre Gebärde der Mißachtung, in welcher der Trotz einer Hilflosen gegen übermächtige äußere Eindrücke lag. Armes Ding, dachte er, was werden sie aus dir machen!

Sie schien nicht erstaunt, daß er noch da war. „Ich habe doch gedacht, daß Sie mir nicht ohne

Gruß davongehen würden," ſagte ſie, auf ihn zugehend.

Sie gaben ſich die Hand und gingen ein paar Schritte nebeneinander hin.

„Wohin willſt du?" fragte Magnus.

Sie verzog den Mund. „Das weiß ich nie," gab ſie zurück. „Irgendwohin, wo es etwas zu ſehen gibt. Manchmal lädt mich einer in ein Kaffeehaus ein, manchmal gehe ich in die Lichtſpiele."

„Muß das ſein?" fragte er.

„Weshalb?"

„Kann man nicht auch einfach nur in die Natur hinausgehen?"

Sie ſchwieg. „Meinen Sie, ich ſollte mit Ihnen kommen?" fragte ſie dann.

„Ich gehe nur in den Wald," antwortete er.

„Nun ja," warf ſie hin, ſo daß er nicht wußte, ob es eine Zuſage ſein ſollte.

Aber ſie ſetzten ihren Weg durch die belebten Straßen unwillkürlich fort.

Sie waren ein merkwürdiges Paar. Magnus, noch immer in ſeinen Kleidern ſchlotternd, Hände und Geſicht von jener Stubenfarbe, die ſich nicht verlieren wollte, ſchritt zwar aufrecht, aber ſo unſicher dahin, als müßte er um jeden ihm Begegnenden einen höflichen Bogen machen. Sie dagegen, die viel Kleinere und Zierlichere, ſetzte die Stöckelſchuhe feſt auf das Straßenpflaſter. Ihre Blicke

blitzten nach allen Seiten, mit eilfertiger Beflissenheit sich festhakend, wo ihr andere Augen antworteten.

Nach einer Weile schlug Magnus vor, in eine Straßenbahn zu steigen, die sie über die Stadt hinaus und nahe an den Waldrand brachte.

„Meinetwegen," sagte Lukretia.

Vor dem Walde angekommen, sprach er wieder: „Wenn wir rechts gehen, kommen wir in die Allerweltsspazierwege. Nach der anderen Seite ist der Wald einsam."

„So?" gab sie gleichmütig Bescheid.

Er bog nach der stillen Seite ab. „Ich gehe gern von den Menschen fort," warf er hin.

Der Lärm und das Gewimmel der Stadt blieben zurück. Es war unendlich friedlich. Sie schwiegen, und Lukretia dachte, daß es sehr langweilig sei.

„Weißt du, wo deine Leute sind?" fragte Im Ebnet nach einer Weile.

Die Frage schien sie fast zu erbosen. Sie erwiderte in heftigen Ton: „Nein, es kümmert mich auch nicht."

Nun fiel ein neues Schweigen zwischen sie. Die Waldkronen rauschten. Manchmal wehte wie ein Fähnlein ein hellgrünes Blatt. Vielleicht tat Lukretia die vorige Heftigkeit leid. Vielleicht wirkte die Schönheit des Weges auch auf sie. Sie antwortete freundlicher, als Magnus wieder zu fragen begann, wie es ihr immer gehe und ob sie an ihrer

Stelle zu bleiben gedenke. Allmählich begann ſie auch einiges zu erzählen. Dabei kam etwas wie Schwermut über ſie, als ob ihr das Waldesdunkel das Gemüt beſchatte.

Auf einmal ſagte ſie: „Manchmal wundere ich mich, was noch aus mir werden wird.“

„Wieſo?“ fragte er.

„Die Menſchen ſtellen einem Fallen.“

Es wurde ihm ſeltſam zumute ob ihres plötzlichen Vertrauens.

Sie aber fuhr fort: „Es ſind ſo viele, die einen ſchlecht machen wollen. Oh, ich könnte Ihnen Dinge erzählen, Dinge —

Sie hob einen kleinen Stein auf und warf ihn mit zornigem Schwung weit von ſich.

„Du ſollteſt zu braven Leuten kommen,“ ſagte Magnus.

„Ich will dir ſuchen helfen,“ fügte er nach einiger Überlegung hinzu. Aber ſogleich fiel ihm ein, daß er ſich einer Sache unterfing, die über ſein Vermögen ging, da er ſich doch ſelber kaum helfen konnte.

Sie gab keinen Beſcheid.

Aber nach einer Pauſe ſagte ſie: „Einen habe ich gern.“

Er blickte ſie an. Es regte ſich faſt etwas wie Eiferſucht in ihm, darum, daß ſie noch andere Freunde habe.

Sie achtete nicht auf ihn. Ein Blatt vom

nächsten Baum zerrend, erzählte sie in der Art eines trotzigen, leichtfertigen Kindes: „Er hat einen Kopf voll wolligen Widderhaars. Es zuckt einem immer in den Fingern, hineinzufahren und ihn zu schuppen.“

Plötzlich hob sie den Kopf und drehte ihn mit einer herausfordernden Gebärde Magnus zu, als ob sie ihn frage, ob er etwas dagegen haben wolle.

„Wer ist es?“ fragte dieser, nur um etwas zu sagen.

Sie antwortete: „Er hat eine gute Stellung.“

Und dann fügte sie halb lachend, halb bitter hinzu: „Ehrlich ist er auch. Er sagt, liebhaben will er mich wohl, heiraten nicht.“

Auf einmal brach sie in Tränen aus.

Magnus legte ihr verwirrt die Hand auf die Schulter. „Mußt nicht,“ tröstete er ungeschickt, „mußt nicht.“

Sie trocknete sich mit einer unwirschen Bewegung die Augen. Und als sie die letzten Tränen verschluckt hatte, sagte sie: „Ich bin jetzt zweimal in der Kirche gewesen. Da habe ich denken müssen, daß ich auch gern wäre wie andere Leute.“

„Wie meinst du das?“ fragte er.

„Daß sie nicht meinten, mich für schlechter ansehen zu müssen als —“

„Es kommt nicht darauf an, für was uns die anderen ansehen, sondern was wir selber von uns halten können.“

Sie dachte nach und ſagte dann: „Sie reden, als ob es Ihnen gehe wie mir.“

„Vielleicht,“ gab er zurück.

Da ſpürte er ihre Hand in der ſeinen, als ob ihre Finger ſich ängſtlich in die ſeinen verkröchen. „Sie ſind der einzige, mit dem ich ernſthaft reden kann. Laſſen Sie mich nicht ganz im Stich,“ bat ſie.

Er ſtaunte über ihre Zutraulichkeit wie damals über die der Taube, die ihm zugeflogen war. „Ich werde dich hie und da abholen, damit wir zuſammen reden können,“ ſagte er. Auch nannte er ihr ſeine Wohnung und forderte ſie auf, ihn aufzuſuchen, wenn ſie Rat brauche.

Ihr Geſpräch wurde hierauf immer ernſter, wie Menſchen es manchmal führen, wenn ſie recht aus ihrem Alltag aufgerüttelt werden. Sie handelten von der Kirche, Gott, der Natur. Sie kamen ſelbſt in ein Grübeln nach den letzten Dingen.

Am Ende waren ſie erſtaunt, wie ſie indeſſen auf weitem Umweg in die Stadt zurückgelangt waren. Dann aber verlor Lukretia ihr ernſthaftes Weſen wieder. Schon ſchritt ſie mit der alten Geziertheit dahin.

Sie trennten ſich im Quartier, wo ihr Arbeitsort ſich befand. Die Lukretia ſchwänzelte heimzu.

Die Lukretia dachte nicht lange an dieſen Spaziergang, die überfiel zu raſch das plinkende, verwirrende Leben.

Aber Magnus Im Ebnets Leben hatte wieder einen Inhalt. Es war ihm, als habe ihm einer auf dieſem Wege ein großes Geſchenk gemacht. Es tat ihm nur leid, daß die Lukretia und er nicht hatten zuſammenbleiben können. Er dachte an ſie wie ein Vater an ſein Kind, dankbar für ihren Beſitz, beſorgt, weil er ſie in allerlei Gefährden wußte. Auch fiel ihm manches ein, was er ihr zuliebe tun könnte. Er ſchenkte ihr in Gedanken ein Buch, ein buntes Band, führte ſie zu einer Unterhaltung ins Konzerthaus oder ins Theater.

Dabei mußte er auch an die Berta denken. Er müßte ihr doch einmal ſchreiben, ihr erzählen, was ihm Seltſames begegnete in dieſem neuen Leben. Und das Bild der Berta ſtand klar und heiter vor ihm.

Neuntes Kapitel

Das Leben in der Schreibstube für Stellenlose war für Magnus in manchem Sinn nur eine Wiederholung dessen, was ihm in Gerikon und bei dem Glashändler Leutenegger geschehen war. Er kam frühmorgens, setzte sich an seine Maschine und sah während der Arbeitszeit nicht links noch rechts. Bei Ankunft und Weggang grüßte er alle Menschen, die ihm in den Weg liefen, und wenn ihn jemand ansprach, stand er bescheiden und freundlich Rede. Selbst aber sprach er niemand an. Aber trotz seiner großen Zurückgezogenheit beachtete man den hageren, kränklich scheinenden Mann. Die Neugier, wer er sei, wachte wieder auf, wie sie immer aufgewacht war, und die haarkleine Kunde, wer er war, ging allgemach wieder um, wie sie sich immer ausgebreitet hatte. Täglich sah Magnus unter den Stellenlosen neue Gesichter; denn täglich blieben die fort, die andere Beschäftigung gefunden, und traten andere an ihren Platz. Und immer sah er in den Blicken aller dasselbe, freche Zudringlichkeit und offenen oder versteckten Spott neben aufdringlichem Mitleid, auch Gleichmütigkeit sah er und

gewöhnte sich daran, das alles um sich zu haben wie Sonne und Regen.

Einige Male gewahrte er, daß der Direktor der Schreibstube Leuten, die nach Arbeitskräften suchen kamen, auch seinen Namen nannte. Er wußte, daß man, wie bei einer Ware, seine Vorzüge und Mängel besprach, und erkannte jedesmal, daß sich immer wieder Bessere als er unter der Schar seiner Genossen gefunden hatten, die ihm dann vorgezogen wurden.

Sein Verkehr mit Lukretia Blank gestaltete sich inzwischen lebhafter. Er war erstaunt, wie sie keinen Sonntag vorbeigehen ließ, ohne daß sie ihn, und wenn es auch spät am Abend war und nachdem sie mit jüngeren Männern sich vergnügt, noch aufsuchte. Auch Werktags trug sie manchmal schriftlich oder mündlich ihm irgendein Anliegen vor. Seinem Rat gemäß trat sie aus der Wirtschaft aus und fand auf eine Zeitungsanzeige hin als Ladenmädchen Beschäftigung. Sie bezog ein Stübchen in seinem Quartier in einem Hause, das, wie er wußte, braven Leuten gehörte. Er, der so anspruchslos war, daß seine Mittel über die Bedürfnisse reichten, bezahlte ihr diese Wohnung, als sie ihm gestand, daß sie mit ihrem Lohne nicht auszukommen vermöge. Er verwöhnte sie vielleicht ein wenig; denn manches Flitterband, manches kleine, billige Schmuckstück, die das putzsüchtige Mädchen trug, stammte von ihm. Ihre kindische,

überſprudelnde Dankbarkeit, wenn er ſie mit ſolchen Kleinigkeiten beſchenkte, beglückte ihn ebenſo wie die rückhaltloſe Zutraulichkeit, mit welcher ſie ihm alles ausplauderte, was ſie erlebte. Nicht, daß ſie ihm nicht hundert Rätſel aufgegeben und ihn nicht durch ihre grenzenloſe Leichtfertigkeit in immer neue Unruhe gejagt hätte. Er gab ihr Bücher, bewog ſie zu regelmäßigem Kirchenbeſuch; ſie lachte anderen Tages über das ernſte Buch wie über die ſchöne Predigt. Einer feierlichen Mahnung hielt ſie nicht ſtand. Sie konnte ſich dem Weſen nach wie ſeine Taube an ihn ſchmiegen und im nächſten Augenblick queckſilberig, wild und widerſpenſtig ſein. Erziehen ließ ſie ſich nicht. Sie war lebensdurſtig, zerfahren und oft ebenſo übermütig, wie zu anderen Zeiten von verzweifelter Niedergeſchlagenheit bedrückt.

Viel junges Mannsvolk ſtrich ihr nach. Sie wurde bekannt unter der Jugend, die Freude ſucht. Jeder, der ihr ein Vergnügen bot, war ihr recht. Wenn Magnus ſie zur Rede ſtellte, zog ſie die Stirne kraus, machte ſchmale Lippen oder lief ihm davon. Drohte er aber, die Hand von ihr abzuziehen, ſo weinte ſie und konnte, ſich ihm zu Füßen werfend, ihn flehentlich bitten, ſie nicht zu verſtoßen. Ebenſo flink und geſchmeidig von Geiſt wie von Körper, ließ ſie ihren Gefühlen, Liebe und Zorn, Jubel und Trotz, wie im Wirbel einander folgend, freien Lauf. In ihren guten Stunden

erſchien ſie ihm mit der braunen, ſamtweichen Haut der Arme und Wangen, dem dunkeln Haar und den großen, grauen Augen, die einen ſo nachdenkſamen Ausdruck annehmen konnten, wie ein kleines Wunder, das er nicht genug anſtaunen konnte. Ihr Mund mit den leiſe aufgeworfenen Lippen war oft wie ein unſchuldiger Kindermund, wenn ſie ſich in Gedanken verlor oder zu Magnus' Füßen, den Kopf an ſeine Knie gelehnt, ſitzend lauſchte, wenn er etwas erzählte, was ſie gefangennahm. In einer ſolchen Stunde ſagte ſie einmal: „Ich weiß ja, daß ich ſchlecht bin. Aber ich kann nun einmal nicht anders. Es war zu ſchwer, anders zu werden. Jedermann wußte, wer ich war und woher ich kam. So wollte mich niemand zu Ehren annehmen. Und ſo bin ich eben in Unehren geblieben.“ Magnus bog ſich zu ihr nieder, ſtrich ihr das Haar ein wenig aus der Stirn, ſprach nicht, dachte, daß ſie recht habe, und wiederholte ſich, wie viel Gemeinſames in ihrem und ſeinem Schickſal lag.

Ihre Offenheit ihm gegenüber hatte oft etwas Trotziges, Eigenſinniges, als ſuche ſie mit ihrer Beichte ſich ſelbſt zu ſtrafen. So erzählte ſie ihm jedes ihrer Liebesabenteuer und ſchilderte ihm ihre Verehrer, die ſie wechſelte wie ihre Bänder. Sie ſpielte mit ihnen, aber ſie konnte ihre Schmeicheleien und Zärtlichkeiten nicht entbehren. Sie lachte über ſie und ſchüttete vor ihm über jeden ihren

Spott aus, aber er fühlte wohl, daß ein heimlicher Schmerz über ihre eigene Schwachheit darin klang. Nur von dem blonden Paul Renner, dem Mechaniker, behauptete sie immer noch, daß sie ihn liebe. Ihre Augen wurden dunkel und ernst, wenn sie auf ihn zu reden kam. Magnus wußte, daß sie gern ja gesagt haben würde, wenn der Bursche ernste Absichten gezeigt hätte.

Eines Tages klagte sie: „Ich weiß, daß Paul mich liebt, aber er darf mich seinem Vater nicht bringen. Er sei sehr streng, sein Vater."

Dann brach sie in stürmisches Weinen aus, das ihren ganzen Körper schüttelte.

Dieses merkwürdige, zu keiner Stunde sich gleichende Wesen also hielt Magnus Im Ebnet in Obhut und Liebe, und wenn er während seiner Arbeitstage an sie dachte, flog ein heller Schein über sein Pult oder durch den Arbeitsraum. Es schien ihm aber Zeit, nun selbst wieder in eine feste Stellung zu kommen. Er konnte nicht dauernd das doch den Charakter der Wohltätigkeit an sich tragende Unternehmen der öffentlichen Schreibstube in Anspruch nehmen. Er gab sich redlich Mühe, andere Beschäftigung zu finden. Auf ein halbes Hundert Zeitungsanzeigen gab er nach und nach ein. In seiner Freizeit lief er umher, bis ihn die Füße schmerzten, um sich in Dutzenden von Geschäften vorzustellen. Man war meistens nicht unfreundlich mit ihm, aber da er nirgends der

einzige Bewerber war, so fanden sich überall solche, die keinen Schatten auf ihrer Vergangenheit hatten und ihm daher vorgezogen wurden. Schon dachte er allen Ernstes daran, sich dennoch wieder an seinen Freund und Gönner, den Anstaltspfarrer Ott, zu wenden, als eine Depesche seiner Schwester bei ihm eintraf, die ihn ohne Grundangabe zu ihr berief.

Er erschrak. Sein erster Gedanke war, die Schwester müsse krank sein, und das riß ihm das Herz auf. Nichts, was sie durch ihre spröde Kälte und Unversöhnlichkeit ihm schuldig geworden, blieb ihm in diesem Augenblick im Gedächtnis. Ihn überlief nur heiß die Erinnerung daran, daß er einst ihr Leben zerstört hatte und daß er so eine Art immerwährende Schande für diese seine einzige Verwandte bedeutete. Er fühlte, wie sein Herz an ihr hing, und die Möglichkeit, sie verlieren zu müssen, war ihm zur Qual. Hastig machte er sich — es war am Abend und Feierzeit — ans Zusammensuchen der für die Reise nötigen Habseligkeiten. Aber als er reisefertig war, kamen ihm andere Bedenken. Nun sollte er zum erstenmal nach Gerikon zurück. Das Bedrückende seines ersten Einzugs fiel ihm wieder ein, die Gemeindeschreiberin, die Gerikoner Bürgerschaft mit ihren Gaffermienen, die Schwester selbst mit ihrem schlecht verhehlten Bemühen, nicht zu zeigen, daß sie sich seiner schämte, und — und — die Berta. Die Berta? Bei ihr

weilten seine Gedanken. Ob sie sich seiner wohl noch erinnerte? Ob sie noch zu Hause sein, ihm noch immer freundlich begegnen würde? Das Herz klopfte ihm so, als ob er einen steilen Berg ersteigen müßte. An diesem Abend vergaß er die kleine Lukretia. —

Durch die Düsterkeit eines Gewitterabends schritt Magnus Gerikon zu. Die Natur stand in Sommerfülle. Felder und Wiesen strotzten von Wachstum, und die Bäume waren nie dichter belaubt gewesen. Aber Gras und Laub waren von Wasser schwer, denn alle Augenblicke schüttete eine der grauen Wolken, die sich wie schwelender, klebriger Rauch hinter den Bergen heraufschoben und einander faul über den Himmel hindrängten, Regenströme über sie hin. Der Bach, der drüben floß, ging hoch und hatte schmutziggelbe Wellen, die Straße war weich und lehmig.

Magnus Im Ebnet kam nur mühsam vorwärts. Er war sehr müde, als er wie jenes erste Mal am Gerikoner Pfarrhaus vorbeischritt. Ein paarmal meinte er hinter einem Bauernhausfenster verwunderte Gesichter zu sehen und dachte, daß die Weiber von Gerikon bald zueinander laufen und die Neuigkeit seiner Rückkehr besprechen würden. Dann leuchtete ihm Elisens Firmatafel entgegen. Und plötzlich sah er sie selbst in der Tür stehen.

Hatte sie ihn erwartet? Nach ihm ausgeschaut? Freude wallte in ihm auf. Sie war gesund! Sie

hatte ſich in nichts verändert. Schwarzhaarig, mit dem harten, durch die ſchweren Brauen und die Lippenhaare verſchärften Ausdruck im Geſicht ſtand ſie da. Auf ihren Wangen war die Farbe einer leichten Erregung zu bemerken.

Er grüßte ſie. Sie gaben ſich die Hände.

Sie ſagte: „Du biſt gewiß erſtaunt, daß ich dir berichtet habe.“

Damit traten ſie in den düſteren Flur und ihre behagliche, blitzſaubere Stube. Eliſe forderte ihn nicht zum Niederſitzen auf. „Eines deiner Loſe iſt mit dem großen Treffer herausgekommen,“ ſagte ſie trocken. „Du kannſt fünfundſiebzigtauſend Franken holen.“ Nur ein Zittern ihres Kinns verriet, daß ſie der Sache doch großen Wert beimaß.

Er lächelte. Ihm war ſo wohl zumute, weil er die Schweſter wohl ſah. Das andere berührte ihn kaum. „Was einem doch alles geſchehen kann!“ ſagte er.

Er ſetzte ſich auch ungeladen auf den erſtbeſten Stuhl und ſtützte beide Arme auf die Knie. „Was ſollen wir mit dem Geld anfangen?“ fuhr er langſam und gleichmütig fort. „Brauchſt du etwas für dein Geſchäft? Nimm es — ich gebe es dir gern.“

Sobald ſie verſtand, was er meinte, wehrte ſie heftig ab. „Ich habe, was ich brauche.“ Es tönte nicht beſſer, als wenn ſie hinzugefügt hätte: Von dir nehme ich nichts.

Er ſah, daß alles zwiſchen ihnen war, wie es

immer gewesen. Er stand auf, trat ans Fenster und murmelte das und jenes, wie er es anfangen wolle, den Losgewinn einzuziehen. Dann, als die Elise hinausging, begab er sich nach seiner eigenen Stube. Sie war sauber aufgeräumt und wohnlich, als ob er sie eben erst verlassen hätte. Die Elise versäumte ihre Pflicht nicht.

Magnus öffnete seinen Sekretär und ließ sich davor nieder. Ohne eigentliche Absicht nahm er das Verzeichnis seines kleinen Wertschriftenbestandes heraus und begann zu rechnen. Wenn er die Summe hinzufügte, die er da nur abzuholen brauchte, bekam er ein Ergebnis, das ihn der Lebenssorge enthob. Er brauchte sich nicht länger um Arbeit zu bemühen, nicht länger die Menschen um das Almosen ihrer Güte zu bitten. Der Gedanke kam ihm, aber er erregte ihn nicht. Es war gut, freier zu sein. Daß er im Grunde nun über allerlei Widersacher triumphieren konnte, fiel ihm nicht ein; er hatte keinen Groll in sich. Wenn man ihn in Ruhe ließ, wollte er zufrieden sein. Stille war das beste und — und — Ach, die Lukretia! Schau, schau, nun konnte er das liebe, böse, törichte junge Ding noch mehr verwöhnen, vielleicht sogar ihr dazu helfen, daß sie ihren blonden Mechaniker nehmen konnte.

Er saß und überlegte und schmiedete kleine Pläne. Dann ging sein Blick durchs Fenster hinaus. Ach — da war ja alles wie früher. Nur — die Berta!

Die Berta hatte er noch nicht geſehen, auch nicht nach ihr zu fragen gewagt. Was ſie wohl ſagen würde, wenn ſie von ſeinem Gelde erführe? Es würde nichts an ihren Gefühlen ändern, natürlich; denn dazu war ſie ein zu wackerer Menſch, aber — hm —

Er legte den Kopf in die hohle Hand. Seltſame Bilder formten ſich in ſeinem Geiſte. Es war, als ſtiegen ſie aus dem alten Möbelſtück, vor dem er ſaß, heraus. Ein Gütchen irgendwo auf dem Land, ein Haus mit Blumen vor den Fenſtern, ein kleiner Garten, ein Nußbaum in einer Matte daneben und eine Bank darunter. Auf der Bank ſaß er — leibhaftig er, Magnus Im Ebnet. Jetzt rief ihn jemand, drüben vom Garten her, eine helle, kräftige Stimme. Und nun ſah er die Berta, wie ſie im Garten Beeren pflückte und ihm zurief, daß die Ernte reich ſei. Die Sonne lag auf ihrem Kopf mit den feſt darum gelegten Zöpfen. Ihre Haut war braun und friſch und herb das Geſicht, ſo recht von Erde und Sonne und Luft geſtaltet. Und —

Draußen im Flur ging ein Geräuſch. Es war der Schritt der Schweſter. Sie pochte jetzt mit hartem Finger an die Tür.

„Eſſen, Magnus," ſprach ſie draußen. Sie tat die Tür nicht auf, um ihn abzuholen.

Magnus ſeufzte. Ach ſo! Es war doch alles wie früher. Die Bilder waren fortgewiſcht. Es lag ihm ein Stein auf der Bruſt. Das Geld, ja

— das Geld — konnte auch nicht Geschehenes ungeschehen machen.

Er stand auf. Er ging hinüber. Er sagte zur Schwester: „Ich will morgen reisen und das Geld holen. Ich lege es an und sende dir die Papiere zur Verwaltung, wenn es dir recht ist. Ich kann sie ja in keine bessere Hand geben."

Sie war es zufrieden; aber sie konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Schließlich hättest du sie auch selbst verwalten können."

Sie saßen noch über den Resten der Mahlzeit, als der Gemeindeschreiber bei ihnen eintrat. Welch ein Besuch! Die Elise stand betreten auf.

Jener ging aber schnurstracks auf Magnus zu und gab ihm die Hand. Die Stumpfnase unter der Brille und die Augen, die über diese hinauslugten, bekundeten gleich eifrige Freundlichkeit. Er wisse von Elisen, begann er, daß Magnus heute da und was ihm Großes begegnet sei. Da hätte er sich nicht enthalten können, ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen.

Magnus dankte. Das hast du doch dem Gelde zu danken, dachte er, aber der Schreiber gefiel ihm darum nicht besser.

Schultheß sprach von seinem Amt und seiner Arbeit, der Familie, von Dorfneuigkeiten. Von der Berta sagte er: „Unsere Älteste wäre lange heiratsfähig, aber sie will nicht daran, obwohl sie schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt hätte."

Auf diese Rede horchte Magnus auf. Aber seine leise Verwunderung verlor sich sogleich wieder. Er gab es sich selbst nicht zu, daß er sich an der Mitteilung freuen sollte.

Nachdem er lange genug geschwatzt, entfernte sich der Schreiber wieder, indem er Im Ebnet aufforderte, doch ja noch bei ihm vorbeizukommen. Er war so aufgeräumt, daß dieser sich nicht gewundert haben würde, wenn er ihm geraten hätte, wieder bei ihm einzutreten.

Nach seinem Fortgang blieb Magnus allein. Die Schwester hatte im Laden zu tun. Seine Gedanken kehrten zu Berta zurück. Noch immer war sie ihm nicht begegnet. Sollte er am Ende am Morgen abreisen müssen, ohne sie gesehen zu haben? Der Gedanke quälte ihn. Es zog ihn vor die Tür. Vielleicht traf er das Mädchen.

Es war inzwischen dunkel geworden. Er lief kaum Gefahr, beachtet zu werden. Dennoch zögerte er; die Schwester würde sich schließlich wundern, was er noch draußen suchte. Endlich verließ er das Haus doch.

Die Nacht war kühl. Die wenigen Sterne erhellten sie nicht, sondern standen nur in eigener, weißer Schönheit wie kleine Altarkerzen am Himmel. Irgendwo hielt reglos der bleiche Schatten einer Wolke. Sie hatte etwas Gespenstisches, reglos Lauerndes.

Magnus schlenderte ums Haus. Er hatte kein

Ziel; aber die Dorfstraße lockte ihn nicht. Ohne zu wissen, warum, zögerte er am Gartenzaun und sah hinüber nach den Blumen, die er in der Dunkelheit doch nicht unterscheiden konnte, und einmal erhob er ganz heimlich den Kopf und schaute nach den erleuchteten Fenstern des Gemeindeschreibers. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß er die Berta suchte und daß sein Wesen ihrethalben in Aufruhr war. Er senkte den Blick. Er zürnte sich selbst und war im Begriff, sich zur Rückkehr zu zwingen. Da fiel ihm ein, wie eng ihm drinnen gewesen. Er bog in den Wiesenpfad ein, der hinter dem Hause ins Land hinaus lief und auf welchem vor seiner Abreise die Berta gestanden hatte.

Schon nach wenigen Schritten hörte er jemand hinter sich herkommen.

Die Wiesen lagen still und flach da. Zwei Obstbäume zeigten deutlich ihre reifenden Früchte. Ein wenig weiterhin aber ließ ihn das Nachtdüster schon nichts mehr erkennen.

Er war im Begriff, in die Matte hinauszutreten und den Nachtwanderer hinter sich vorbei zu lassen.

Da sprach eine feste Frauenstimme ihn an: „Ich habe gehört, wie Sie aus dem Hause gingen, und bin Ihnen gefolgt, um Sie zu grüßen.“

Es war die Berta. Er drückte ihr die Hand und spürte ihren kräftigen Gegendruck.

„Wie mich das freut!“ gestand er; „es wäre mir schwer gewesen, wenn ich Sie nicht gesehen hätte.“

Sie erwiderte: „Es iſt ja traurig, daß man ſo heimlich tun muß. Aber es weht hier immer noch der alte Wind.“

Ihm war, wie wenn wirklich ein kalter Wind über ihn hingehe.

„Sie haben Glück gehabt,“ fuhr die Berta weiter.

„Wenn das Geld ein Glück iſt,“ erwiderte er.

Sie hörte das Schmerzliche in ſeiner Stimme und trat näher an ihn heran, ſo daß ihr warmer Hauch ihn anwehte. „Sie ſind traurig, Herr Im Ebnet,“ ſagte ſie. „Sie müſſen das nicht ſein. Es gibt auch noch Menſchen, die fühlen, wie ſchwer Sie es haben.“

„Sie!“ gab er zurück. Es durchlief ihn etwas, als ob er die Arme gegen ſie ausſtrecken ſollte. Viele Worte drängten ſich ihm auf die Zunge. Allein das ging vorüber. Unſinn, fiel ihm ein. Es iſt gut von ihr, daß ſie Mitleid mit dir hat, aber bilde dir weiter nichts ein, du — du — Sträfling, Magnus Im Ebnet.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte er und drückte ihre Finger.

„Wollen wir ein paar Schritte gehen?“ fragte er dann.

Sie nickte nur, und ſie gingen Seite an Seite und ſprachen von ihren Erlebniſſen.

„Und Sie wollen wieder fort?“ fragte die Berta. „Was werden Sie beginnen?“

„Das weiß ich nicht, ich nehme jeden Tag, wie er kommt.“ Als Magnus das ſagte, fiel ihm die kleine Lukretia ein und daß ſein Leben einen Inhalt habe. Er fügte hinzu: „Ich bin auch dankbar für jeden Tag. Es iſt doch jeder ein Geſchenk.“

Die Berta hatte viel an Magnus Im Ebnet gedacht. Es war ihr kein Menſch begegnet, der ihr ihm ebenbürtig ſchien an Geduld und Beſcheidenheit. Es tat ihr weh, daß er wieder gehen wollte. Sie hatte ihn lieb, ob ſie es wußte oder nicht. Aber ſie konnte ihm nicht mehr ſagen.

Sie wendeten ſich um. Sie gingen langſam wieder dem Hauſe zu. Als ſie in den Lichtbereich ſeiner Fenſter kamen, hielten ſie an.

Die Sterne hatten ſich vermehrt. Ihr Feuer war größer und größer ihre Unruhe. Aus der Wieſe langten ſchwere Schatten nach ihnen, und das weiße Wolkengeſpinſt ſtand noch da wie das Gewebe einer Urweltſpinne.

Magnus ſah den blonden Kopf der Berta im Fenſterlichtſchein aufleuchten. Ihre klaren Augen ſchauten ihn an.

„Auf Wiederſehen, Herr Im Ebnet,“ ſagte ſie. „Kommen Sie wieder einmal.“

„Bleiben Sie geſund,“ antwortete er.

Beides klang kurz und ſpröde. Aber ſie hielten ſich noch bei den Händen. Die Berta war nicht die erſte, die ihre zurückzuziehen, ſondern diejenige des Magnus ſtahl ſich demütig aus der ihren.

Zehntes Kapitel

Das Geld war geholt und bei einer Bank angelegt. Ein plötzlicher Plan hatte Magnus bestimmt, es sich zur Verfügung zu halten.

Er saß nun wieder vor der klappernden Schreibmaschine. Die Versuche, eine Stellung zu finden, setzte er nicht fort. Sein neuer Plan aber lag ihm in Gedanken. Er wollte irgendwo fernab vom Getriebe der Stadt und der Menschen ein Gütchen erstehen, wie er es sich einmal geträumt hatte, ein kleines Haus mit einem Garten davor, Blumen und Wiese und Stille und Einsamkeit.

Vom Plan zur Tat war freilich noch ein weiter Weg. Da war auch der Gedanke an Lukretia, der ihn zögern ließ. Er lebte nun wieder in ihrer Nähe. Sein Besuch in Gerikon hatte ihn weder der Schwester näher gebracht, noch in seinem Verhältnis zu der Berta Schultheß eine Veränderung herbeigeführt, die ihm Lukretia entbehrlich gemacht hätte. Seit seiner Rückkehr beschäftigte sie ihn nur noch mehr als früher und hielt seine Dankbarkeit darum, daß sie ihm gleichsam wie einst die Taube zugeflogen war, und sein Mitleid wach.

Die Lukretia brauchte Mitleid. Sie war wie ein Blatt im Wind. In ihr ſchönes Lärvlein vergaffte ſich alle Tage ein anderer, die Geſchichte ihrer Herkunft war in der Leute Mäulern, und ſie hielten ſie wie eine, der man keine Rückſicht ſchuldet. Wenn aber jemand über dieſe Geſchichte hätte hinwegſehen wollen, ſo verdarb ſie ſich ſelber das Spiel; denn Getändel und Weltluſt waren ihr täglich Brot, und Ernſt oder Treue galten ihr nichts.

Es gab immer noch nur einen, der vielleicht etwas aus ihr hätte machen können. Das war Paul Renner, der Mechaniker. Der aber wurde eher zurückhaltender. Er führte ſie ſelten aus, vernachläſſigte ſie oft ganz, um nur zeitweiſe, von ihrem eigenen, heißen Weſen mit fortgeriſſen, ſich gerade wieder ſo viel um ſie zu kümmern, daß ihre Liebe nicht ſterben konnte.

„Verliere dich nicht," mahnte Magnus Im Ebnet. „Du haſt nichts als dich ſelbſt. Und wenn eines im Staube niederfällt, kann es ſich nie mehr ganz davon freimachen."

Magnus quälte ſich um das kleine, wirre Mädchen. Das verriet ſich oft im Ausdruck ſeines leidendurchfurchten Geſichtes und lag in dem leiſen Zittern ſeiner Hände.

Eines Sonntagnachmittags war er mit Lukretia in einem Kirchenkonzerte geweſen. Eine Sängerin mit einer wundervollen Altſtimme hatte ernſte Lieder geſungen. In das von nur wenigen Zu-

hörern beſuchte Kircheninnere war durch hohe Fenſter ſanftes Licht gefloſſen und hatte vereint mit der Muſik den heiligen Ort verklärt.

„War es nicht ſchön?“ fragte er Lukretia, als ſie darauf ins Freie traten.

Sie nickte nur und ſchien ſehr ergriffen.

Lange ſprach ſie nicht, aber ſie ging an Magnus' Seite durch die ſonntagsſtillen Stadtgaſſen und machte nicht Miene, abzubiegen und nach ihrer eigenen Wohnung zu gehen.

„Darf ich noch ein wenig mitkommen?“ fragte ſie in ungewohnter Demut.

„Gewiß,“ entgegnete Magnus. „Laß uns an den See gehen.“

Sie ſchritten an das Seegeſtade hinunter, gerieten hier in das Getriebe der Sonntagsbummler und löſten ſich wie aus Verabredung wieder heraus, indem ſie die eigentlichen Kaianlagen verließen. Über ödes Auffülland gelangten ſie an eine Stelle, an welcher durch die Erdaufſchüttung ein einſtiger Uferruheplatz ſchon halb vom See abgeſchnitten war. Eine alte Eckmauer ſchaute hier einerſeits auf das unſchöne Geröllland, andererſeits noch auf blaues Waſſer. Drei Weidenbäume ſtanden hinter ihr und hingen ihr ſchweres Laubhaar trübſelig teils in die Flut, teils auf lehmiges Erdreich nieder. Noch war die Holzbank nicht völlig vermorſcht, auf der mancher alte Bürgersmann und Abendwanderer früher gern ſein beſchauliches Stündchen

abgeſeſſen hatte. Der Schatten der weſtlichen Berghalde breitete ſich über Mauer und Bank. Draußen auf dem See jedoch und am jenſeitigen Ufer lag noch die helle Sonne, entzündete Fenſter und brachte Kirchturmkreuze und Stangenſpitzen zum Blitzen und Sprühen. Das Waſſer war von Barken und kleinen Dampfern belebt. Weiße Segel, denen der Wind fehlte, ſtanden reglos über dem tiefblauen Spiegel, der ihr Abbild klar wie ſie ſelbſt zurückwarf. Wie das Gekroſe eines Ameiſenhaufens ſcholl das Leben der Stadt herüber, und man ſah ferne die vielen Sonntagsleute wandern und die Straßenbahnwagen hin und wieder gleiten. Manchmal tönte dumpf und ſchwer der Schlag einer alten Kirchenuhr.

Magnus und Lukretia ließen ſich nieder.

„Hier iſt es gut," ſagte jener.

Plötzlich bemerkte er, daß in Lukretias Augen Tränen ſtanden.

„Was iſt dir?" fragte er.

Sie wollte mit der Sprache nicht heraus. Endlich geſtand ſie, die kleinen, braunen Hände um das ſchlanke Knie gelegt: „Das Konzert hat mich ſehr ergriffen. Mir iſt heute abend überhaupt ſeltſam zumut."

„Manchmal wollte ich, ich wäre tot," brach ſie dann auf einmal los.

Magnus ſchalt: „Wer kann ſo reden, Kind!"

Ihr ſchlanker, geſchmeidiger Körper, deſſen Bau

das Sommerkleid wenig verhüllte, bebte. „Schelten Sie mich nicht," fuhr sie heftig erregt weiter. Sie faltete die Stirn und ballte die Hände auf der Bank zu Fäusten. „Ich bin doch ganz verloren. Auf der Straße bin ich zur Welt gekommen. An die eigene Mutter mag ich nicht denken. Und niemand habe ich je gefunden, der es recht mit mir meinte."

„Meine ich es nicht recht mit dir?" fragte Magnus.

Der Einwurf kam ihr unerwartet. Sie antwortete nicht sogleich. Dann freilich versicherte sie eifrig: „Ja, Sie freilich — Sie wohl."

Aber er fühlte, wie wenig ihr das neben einem Verlangen, das sie in sich trug, bedeutete.

Es trat ein Schweigen ein. Lukretia Blank sah vor sich nieder. Magnus bemerkte indessen wohl, wie sie, im Innersten aufgewühlt, mit Worten kämpfte.

Jetzt begann sie wieder: „In mir ist es wie in einem Gefäß brodelnden Wassers. Ich denke nicht nach, ich lasse mich treiben, wie es in mir siedet. Niemand gibt mir einen Wert, und weil ich weiß, daß ich keinen Wert habe, werfe ich mich selber hin, dem — dem — dem — wie mich gerade die Laune packt."

Sie preßte die Hände in die Augen. Aber diese blieben jetzt heiß und trocken.

Magnus Im Ebnet schaute sich um, ob niemand

ſie beobachte. Die Gefahr, aufzufallen, war ihm ſchrecklich. Aber es war niemand nahe. Da begann er die Gefährtin zu tröſten: „Das iſt wie eine Krankheit. Oder wie ein langes Unwetter. Du mußt erſt älter werden, dann wird es beſſer ſein. Jetzt haſt du die Menſchen noch nötig. Man muß ſo weit kommen, daß man allein ſein lernt und mit ganz Kleinem zufrieden. Das wird ſchon kommen, Kind. Nur Geduld, das wird ſchon kommen.“

Seine große Ruhe und die halblaute Art, in welcher er zu ihr ſprach, wirkten auf ſie. Sie überlegte. Gefaßter ſagte ſie: „Wenn der Paul es verſuchte, — der könnte aus mir machen, was er wollte.“

„Verſuche es, ihm zu Gefallen anders zu ſein.“

„Bah,“ erwiderte ſie zornig, „ſolange er nur mit mir ſpielt, bin ich ihm nichts ſchuldig.“

„Wenn du willſt, will ich einmal mit ihm reden,“ ſchlug er vor.

Sie zuckte mit den Schultern, als wollte ſie ſagen: Was ſoll das nützen?

Nach einer Weile trat ſie dicht ans Ufer und faßte nach einem der Weidenzweige. „Wie hell das iſt,“ ſagte ſie, ins Waſſer blickend. „Man ſieht den Grund. Aber hier wäre es nicht tief genug.“

Sie hing ſich feſt in den Baum. Es ſah aus, als ob ſie ſich hinausſchwingen möchte.

„Lukretia!“ mahnte Magnus mit ſeiner heiſeren, ängſtlichen Stimme.

Sie kam zurück, trat vor ihn hin und streckte ihm beide Hände hin.

„Wenn ich Sie nicht hätte!“ sagte sie.

Dann beugte sie sich blitzschnell nieder und küßte eine seiner Hände.

Magnus errötete. „Wollen wir nicht weitergehen?“ fragte er ganz verwirrt und erhob sich.

Sie verließen den Ruheplatz.

Im Weggehen sagte er: „Wenn du es wolltest, würde ich dich mitnehmen.“

„Wohin?“ fragte sie.

Er antwortete: „Irgendwohin, aufs Land. Du weißt, daß ich zu leben habe. Wir würden an einem ganz stillen Ort wohnen.“

„Nein,“ sagte sie mit rascher Ängstlichkeit. „Nein, das könnte ich nicht.“

Da rührte er nicht mehr daran.

Sie kamen wieder auf die belebte Straße, und er brachte sie bald nach Hause.

Für beide ging dasselbe Leben einige Wochen weiter.

Magnus wurde auf der Schreibstube zu einer Art Inventarstück. Der Vorsteher mochte ihn leiden. Arbeit, die besonders sorgfältig ausgeführt werden mußte, teilte er ihm zu.

Die Lukretia versah ihre Ladenstelle. Auch mit ihr war man zufrieden. Ihr Prinzipal hatte Kundschaft, die nur ihretwegen kam. Auf Magnus' Anraten nahm sie daneben einige Stunden, die

ihrer mangelhaften Bildung aufhalfen. Sie war klug und faßte rasch; und sie geriet in die Leidenschaft des Lesens. Das machte, daß man ihr die Landstreicherin nicht mehr anmerkte.

Dann traf Magnus sie zum erstenmal mit dem Mechaniker Paul Renner. Der war ein Prachtkerl. Das starke blonde Haar stand ihm in einem lockigen Schopf über der hohen Stirn. Er trug keinen Bart. Sein Gesicht strahlte von heiterer Lebensfreude und Freundlichkeit. Er hatte ein Paar schöne blaue Augen. Nur die Tatsache, daß an dem einen das Lid ein wenig eingekniffen war, verlieh ihm einen Ausdruck, der Magnus nicht ganz gefiel.

Dieser sprach mit ihm und sagte, daß er Lukretia gern in eines anständigen Burschen Gesellschaft wisse; er habe eine Art Vateramt an ihr und gedenke es ernstlich zu üben.

Sein Ernst schien Renner einiges Unbehagen zu bereiten. Er ließ die Blicke nach allen Seiten gehen, als suche er einen Weg zum Auskneifen. Zerstreut nahm er am Gespräch teil und brach es ab, sobald es anging.

Magnus schaute dem voranschreitenden Paar nach. Renner schlenderte an des Mädchens Seite, als ginge es ihn weniger an als vorher. Vielleicht ließ er sie entgelten, daß Im Ebnet ihn gemahnt hatte. Dieser seufzte. Es konnte wenig Gutes aus der Sache kommen für Lukretia. Er sorgte sich mehr denn je um sie und ein wenig auch um sich

ſelbſt, als ſtehe ihr Verluſt ihm ſo nahe wie ihr die Gefahr. —

Das Schickſal der Lukretia erfüllte ſich im Herbſt. Eines Nachts nach Geſchäftsſchluß pochte ſie an Im Ebnets Zimmertür.

„Du?“ fragte er überraſcht, als er die Tür öffnete und ſie, wie ihr haſtiges Klopfen ſchon verraten hatte, in erregter Eile hereinglitt. Die Stunde war ungewöhnlich. Die Hausgenoſſen würden zu reden haben.

Sie lief auf einen Stuhl zu und ließ ſich erſchöpft und ſchauernd, als ob ſie friere, nieder. Sie war nicht geputzt wie ſonſt für jeden Ausgang, ſondern hatte nur ein großes, ſchwarzes Tuch um Kopf und Schultern genommen, und aus ihm ſchaute ihn ihr Geſicht in ungewohnter Bläſſe und Zerſtörtheit an.

Das erſte, was ſie mit vor Angſt unſicherer Stimme ſagte, war: „Sie müſſen mit Paul reden.“

„Was iſt geſchehen?“ fragte Magnus.

„Er hat mir geſchrieben. Er will nichts mehr von mir.“

„Er hat es nie ernſt gemeint,“ entgegnete Magnus, „ich dachte es mir längſt, und du ſelbſt —“

Sie unterbrach ihn. „Aber er muß. Er kann mich doch nicht im Stich laſſen.“

„So weit iſt es alſo,“ ſagte Magnus. Er war nicht erſtaunt. Er empfand nichts als Trauer und Mitleid.

Die Lukretia stand auf. Hilflos wie ein Kind streckte sie ihm die Hände entgegen. „Sie müssen mit ihm reden! Nicht wahr, Sie werden es tun?“ bat sie. Magnus sagte: „Ich will es versuchen.“

Sie aber trat ihm noch näher. „Die Leute halten mich wie einen Wurf Straßenkot,“ klagte sie. „Sie müssen das nicht auch noch von mir wissen.“

Obwohl sie bewußt in ihr Unglück hineingegangen war, schien sie nun auf einmal ein Entsetzen zu schütteln. Sie erhaschte Magnus' Hände. Er fühlte ihr Zittern und Fiebern.

Da streichelte er sie, wie er oft seine Taube gestreichelt hatte, und wie jenes Tier nestelte sie sich an seine Brust.

„Still, still,“ sagte er. „Ich will morgen zu ihm gehen.“

„Heute noch,“ bettelte sie, „heute noch. Er wohnt nicht weit von hier. Ich führe Sie hin. Und ich warte unten, bis Sie wiederkommen. Ich muß wissen, woran ich bin. Ich kann so nicht heim.“

„Wir werden ihn nicht daheim finden,“ wandte Magnus ein.

Aber sie sagte: „Ich muß es doch wissen.“

Nun setzte Im Ebnet seinen Hut auf, hieß sie vorangehen und folgte ihr, nachdem er sein Gemach abgeschlossen.

Sie traten in eine rauhe, dunkle Nacht. Die Gaslaternen flackerten unruhig und gaben nicht Licht genug. In den Lüften war ein Flug kleiner,

dunkler Schatten. Es waren dürre Blätter, die der Wind losriß. Mehr als einmal streifte ihnen solch fliegendes Laub die Gesichter, während sie dem Quartier zuschritten, wo Renner wohnte.

Vor einem dreistöckigen Hause blieb Lukretia stehen und wies in ein erleuchtetes Zimmer zu ebener Erde, dessen Fenster trotz der rauhen Luft offen stand. Drinnen saß ein Mann zeichnend vor einem Tisch.

„Er arbeitet noch," flüsterte das Mädchen, „er ist sehr fleißig." Es klang wie leiser Neid in ihrer Stimme.

Magnus berührte ihre Hand zum Zeichen, daß sie warten sollte, und schellte.

Man ließ ihn ein, und er klopfte an Renners Tür, der erstaunt zum Eintreten aufforderte.

Lukretia war in die Nacht zurückgetreten und lehnte an dem Gitter, das einen schmalen Riemen Gartenland vor dem Hause abschloß. Man machte drüben das Fenster zu. Sie sah auch nicht mehr hin. Das Herz klopfte ihr so, daß sie nicht stillstehen konnte. Sie fing an, hin und her zu laufen, und wenn jemand über die Straße kam, flüchtete sie um die nächste Ecke und drückte sich in den Schatten, damit niemand sie anspreche.

Magnus Im Ebnet stand indessen vor dem Mechaniker.

Sie waren wie Tag und Nacht verschieden. Renner sah aus wie das Leben, das anfängt, Im Ebnet wie das, das zum Abend geht.

Renner war in Hemdärmeln, der blaubedruckte Kattun derſelben war von den muskelharten Armen zurückgekrempelt. Die Hände hatten Schwielen und Rillen, deren Schwärze nicht wegzuwaſchen war. Er trug am Hals das Hemd ein wenig geöffnet, der hübſche, blonde Kopf hob ſich ſtraff und herausfordernd aus den ſtämmigen Schultern. Der Beſuch war ihm läſtig.

Magnus Im Ebnet war in ſeiner lärmloſen Art hereingekommen. Er hielt den Hut in den Händen, und ſeine Haltung hatte, trotzdem Menſchenfurcht ihm ſo fern war, etwas Furchtſames.

„Sie kennen mich noch," ſprach er Renner an und heftete ſeine tiefliegenden, gütigen Augen auf ihn.

Der andere errötete. Er ſchien ſogleich zu wiſſen, was man von ihm wollte, und es machte ihn unwirſch und unſicher. Er ging auf die Tür los und ſah nach, ob ſie geſchloſſen war. Zurückkommend, fragte er kurz und erboſt: „Iſt es wegen der Lukretia?"

„Sie iſt ſehr unglücklich," ſagte Magnus.

Die Augen Renners hielten den ſeinen nicht ſtand. Auf der Stirn des jungen Menſchen perlten Schweißtropfen. Aber er tat ſehr zornig, um zu verbergen, daß ihm ſehr unbehaglich zumute war.

„Sie ſoll die Schuld bei ſich ſelber ſuchen," polterte er. Dann brauchte er harte Worte gegen Lukretia. Daß ſie ihm nachgelaufen. Und daß er noch lange nicht der einzige ſei.

„Lieb gehabt hat ſie — nur Sie," ſprach Magnus immer mit derſelben nachdrücklichen, ſtillen Weiſe.

Der andere hing einen Augenblick den Kopf. „Heiraten Sie ſie, Herr," ſagte Magnus.

Aber Renner lachte laut auf.

Eindringlich ſprach ihm Magnus weiter zu. Es ſei ein guter Kern in Lukretia Blank. Er ſolle ihn herausholen. Er könne alles aus ihr machen.

„Narrheit," begehrte der andere auf, und plötzlich fiel er Magnus ſelbſt mit böſen Worten an: „Was geht denn Sie das alles an? Sehen Sie doch für ſich ſelbſt, Sie — Sie haben dazu alle Urſache, ſoviel ich gehört habe."

Magnus verſtummte. Er war entwaffnet. Er fühlte ſeine Ohnmacht. Im Grunde ſchien ihm, daß die Lukretia nicht viel an dem Burſchen verliere.

Dieſer fuhr indeſſen in der Stube herum. „Daheim würden ſie mir etwas erzählen, wenn ich ſo eine brächte," ſchalt er weiter.

Magnus wendete ſich zum Gehen. Allein es fiel ihm ein, daß draußen das arme Ding wartete, und wie ſie die Antwort nehmen würde. So verſuchte er noch einmal: „Es wird Sie reuen. Es wird Ihnen keine Ruhe laſſen."

„Das wollen wir abwarten," höhnte Renner.

Magnus ging.

Lukretia war nicht da. Aber er war kaum ein paar Schritte gegangen, als ſie ihn einholte.

„Er will nicht," sagte sie, seinen Arm fassend. Der Atem versagte ihr vor Erwartung.

„Hier kann ich es dir nicht sagen," sprach er ihr zu. „Laß uns dort hinübertreten."

Sie schritten nach einer kleinen Anlage hinüber und standen zwischen den jetzt vom Winde hin und her geworfenen Bäumen und Büschen, deren Schatten sie wie wehklagende Gestalten umhuschten.

Sie streuten zahllose Blätter auf sie nieder.

Hier sagte Magnus: „Nein, Kind, er wird es nicht tun, aber — vielleicht ist es besser."

Das Letzte hörte sie nicht. „Mein Gott!" stöhnte sie. Ihre Gestalt bog und wand sich in einer Verzweiflung, die einem körperlichen Schmerzenanfall glich. Aber es war nicht die Schande, die sie so peinigte. Sie dachte jetzt nur daran, daß sie den Paul verloren hatte. Sie warf verstörte Blicke um sich und taumelte von Magnus hinweg.

Dieser folgte ihr. Von hinten legte er beide Hände um ihre Arme. „Es geht vorüber," sprach er ihr zu, „es muß vorübergehen. Er ist nicht der einzige, und die Zeit — macht vieles wieder gut."

„Ich gehe ins Wasser," flüsterte die Lukretia und wand sich in Magnus' Griff.

Aber er ließ sie nicht los. „Das wirst du nicht tun, Kind — du wirst jetzt mit mir ganz still heimgehen in deine Stube, wirst dich niederlegen und weinen und dann schlafen. Die Jugend kann

immer noch ſchlafen, und wenn es ihr noch ſo hart ergangen iſt. Und morgen wird ein neuer Tag ſein, und es wird zu arbeiten geben, und — dann — wirſt du daran denken, daß du einen haſt, der es gut mit dir meint, und wir werden beraten, was werden ſoll."

Eine merkwürdige Entſchloſſenheit und Feſtigkeit gab ſeinen Worten Gewalt, ſo gedämpft und eintönig ſie geſprochen waren. Und wie er geſprochen hatte, handelte er. Er faßte Lukretias Arm und zog ſie mit ſich. Feſt faßte er ſie an und ſtützte ſie, die wie eine Trunkene ſich ſchleppen ließ.

Als er aber merkte, daß ſie, vielleicht um der ihnen Begegnenden willen, ſich mehr zuſammennahm und ſicherer ſchritt, fuhr er fort, ihr leiſe zuzuſprechen: „Laß mich dir helfen, Lukretia. Ich habe — niemand, und wie von dir will niemand viel von mir wiſſen. Laß uns zuſammenhalten. — Wir können fortziehen. Laß Zeit — wir finden wohl einen Weg."

Sie verſtand vielleicht nicht alles, was er ſagte, aber ſeine Stimme und ſeine Nähe taten ihr wohl. Sie war an Güte ſo wenig gewöhnt.

Schneller als ſie dachten, kamen ſie vor das Haus, in welchem Lukretia wohnte. Hier packte ſie noch einmal das bittere Elend.

„Ich will nicht hinauf," trotzte ſie. „Ich halte es nicht aus in meinem Stubenkäfig, allein, die ganze Nacht."

„Wo wolltest du hin?“ schallte wieder seine ruhige Stimme dagegen. „Du mußt morgen wieder ins Geschäft,“ fuhr er fort. „Die Welt steht nicht still unseretwegen, Kind.“

Sie widerstrebte.

Aber er hielt sie nur um so fester. „Du wirst mir folgen. Du wirst jetzt hinauf und zu Bett gehen,“ befahl er.

Sein Wille überwand den ihren. Sie sah ihn fast furchtsam an.

„Du wirst es tun. Versprich es mir!“ forderte er dringender.

Da gab sie fast demütig nach und ließ sich in die Haustür schieben.

„Morgen werden wir besprechen, was werden soll,“ flüsterte Magnus noch. Er drückte ihr die Hand. Dann sah er sie mit gesenktem Kopf die Treppe hinaufsteigen.

Er entfernte sich nicht. Zuerst quälte ihn Angst darum, daß er sie allein gelassen hatte. Dann beruhigte er sich ein wenig und fing an, vor dem Hause auf und ab zu schreiten. Und nun begann er über Lukretia und ihr Schicksal nachzudenken. Wieder erfüllte ihn das tiefe, warme Mitleid und das Gefühl, daß sie zu ihm gehörte, daß er innerlich an sie geknüpft sei.

Auf und ab schritt er, auf und ab. Dabei wechselte er seinen Weg und seine Stellung so, daß sein Beginnen nicht allzusehr auffiel, behielt aber immer

die Haustür Lukretias im Auge. Er spürte anfangs kaum, wie tief es schon in die Nacht ging. Dann sah er wohl, wie es spät und später wurde, aber er konnte sich nicht entschließen, die Straße zu verlassen.

Und seine Gedanken spannen weiter. Sie taten die Zukunft auf. Pläne formten sich in seinem Gehirn. Alle gingen darauf aus, dem armen kleinen Ding da oben, dessen Fenster hell geworden und wieder erloschen war, zu helfen.

Er wurde müde, er lehnte sich manchmal an eine Mauer, eine Tür und senkte den Kopf, von einem Schlafbedürfnis ergriffen, aber dann begann er seine Wanderung aufs neue.

Die Straße wurde still, leer. Die Nacht ging ihren Gang. Der Wind selbst leistete Magnus nicht mehr Gesellschaft.

Als Im Ebnets Mattigkeit sehr groß war, kam der kühle Morgen und weckte ihn.

Dann begann das Leben wieder. Leute gingen zur Arbeit.

Kurz bevor es auch für ihn Zeit geworden wäre, sich auf seiner Schreibstube zu melden, trat die Lukretia Blank aus ihrer Tür. Sie erblickte ihn sogleich und kam auf ihn zu. Sie sah ihn scharf, dann erschreckt, dann mit Tränen in den Augen an.

„Sie sind die ganze Nacht dagewesen?“ fragte sie.

Er blickte auf sie nieder und tätschelte ihre Hand. „Siehst du, ich verlasse dich nicht," sagte er.

Sie schluchzte. Dann sagte sie scheu: „Ich gehe jetzt ins Geschäft, darf ich am Abend kommen?"

„Gewiß," antwortete er mit einem Lächeln Er war sehr glücklich.

Elftes Kapitel

So wanderten die Gedanken Magnus Im Ebnets, während er nach der durchwachten Nacht wieder vor ſeiner Maſchine ſaß und mechaniſch die Finger nach den Taſtern ſpringen ließ: Nun durfte er ſicher ſein, daß die Lukretia die Sache mit dem Paul überwand. Durfte er? Die erſte Verzweiflung war geſtillt. Aber wenn die Leiden des Muttertums für das Mädchen kamen, die Erkenntnis der Schande, der Spott der Leute? Er mußte ſehen, daß er das arme Ding fortbrachte, irgendwohin, aus den Augen derer, die ſie kannten. Er mußte ihr helfen.

Auf einmal griff er beim Schreiben, was ihm ſelten vorkam, daneben. Dann hielt er einen Augenblick inne und ſtarrte auf die Handſchrift, die vor ihm lag und die er vervielfältigen ſollte. Er ſah keinen einzigen Buchſtaben. Er grübelte.

Wie, wenn er — ſelber —

Er dachte es nicht zu Ende. Es ſchien ihm ſo unſinnig, daß er es völlig verwarf. Raſcher, mit einem faſt zornigen Fleiß tippte er weiter.

Aber nun klang es im Geklapper der Maſchine, als ob ſie zu ihm ſpräche: Wie, wenn du ſelber? Wie, wenn du ſelber?

Er lachte sich aus: Was fällt dir ein? Glaubst du, daß die Lukretia so etwas wollte? Du und das junge Ding? Was würden die Leute sagen? Die Schwester Elise? Die — die Berta? Was hast du für unsinnige Gedanken, Magnus?

Bis zum Abend, an dem die Lukretia zu ihm kommen wollte, hatte er einen Entschluß gefaßt. Er wollte dem Mädchen vorschlagen, daß sie irgendwohin aufs Land zu rechtschaffenen Leuten gehen, dort ihre Stunde abwarten und dann an einem neuen Ort Beschäftigung suchen sollte. Er wollte für alles aufkommen. Sie sollte keine Sorgen haben.

Am Abend war er noch nicht lange heimgekehrt, als die Lukretia Blank anklopfte. Sie war noch viel erregter als am Vortage. „Ich habe die Nacht geschlafen und den Tag gearbeitet," erzählte sie, „aber wie, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin wie in einem Taumel. Wenn Sie nicht wären, lebte ich nicht mehr."

Sie zitterte am ganzen Leibe.

Er hieß sie sich setzen, und sie nahmen beide an seinem rohtannenen Tisch, über den eine alte Decke gebreitet war, Platz. Wieder sprach er ihr zu und setzte ihr seinen Plan auseinander.

„Was nützt das alles?" klagte sie. „Ohne den Paul gilt mir das Leben nichts. Was soll mich das noch kümmern?"

Er begann wieder da, wo er am Vorabend auf-

gehört hatte. Er tröſtete ſie wie ein Vater ſein verlorenes Kind, ſprach ihr von dem kleinen Gut, das er kaufen wollte, malte ihr alles aus, und wie ſie, wenn erſt ihre ſchwere Zeit vorüber ſei, ihm wohl die Haushaltung führen könnte.

Sie hörte ſcheinbar nicht, was er ſprach. In ſich zuſammengeſunken ſaß ſie da und ſtieß manchmal ein paar Worte heraus. „Es iſt vorbei mit mir. — Jetzt — habe ich Angſt vor mir ſelber. Ich werde ſchlecht ſein. Ich —“

Er nahm ihre runde braune Hand und rückte ihr ein wenig näher.

„Fühlſt du nicht, daß ich es gut mit dir meine und dir helfen möchte?“ fragte er.

„Wie werden die Menſchen mit den Fingern auf mich zeigen und kein gutes Haar an mir laſſen!“ jammerte ſie, ohne auf ſeine Frage zu achten.

Ihn beſtürmte das Mitleid, und eine neue, unbekannte Empfindung von Zärtlichkeit ergriff ihn, während er ihre Hand in der ſeinen ſpürte. Auf einmal war der Gedanke, der ihn am Morgen ſo jäh überfallen hatte, wieder da. Er benahm ihm den Atem. Er ſprang ihm als Wort auf die Lippen: „Ich weiß einen Ausweg, daß du nicht in Schande fällſt. Laß mich — du brauchſt einen Vater für dein Kind. Willſt du — —“

Sie verſtand ihn, trotzdem er ganz verwirrt und hilflos war. Beinahe wäre ihre Leichtfertigkeit erwacht und hätte ſie laut aufgelacht. Aber ſie

sah, wie ernst er es meinte. Sie erkannte seine Güte. Wieder faßte sie mit beiden Händen nach seiner Rechten, streichelte sie verloren und sagte: „Sie guter, guter Mensch!“

Das entzündete seinen Eifer. Er sprach zu ihr: „Vielleicht gelingt es mir, dich den Paul vergessen zu machen. Du sollst es gut haben. Du wirst einsehen lernen, daß er nicht gegen dich war, wie er hätte sein sollen, daß er vielleicht deiner großen Liebe nicht wert war.“

Unter diesen Worten war er zu ihr gegangen und hatte die Arme um sie gelegt.

Sie aber war so verloren, daß sie unwillkürlich dem Schutz sich hingab, der sich ihr auftat. Und dann antwortete ihre Natur, die etwas von der Schmeichelsucht der Katze hatte, auf seine Zärtlichkeit. Es gefiel ihr selbst im Augenblick ihrer Verzweiflung, daß da wieder einer ihr schöntat.

„Was — denken Sie?“ stammelte sie.

In ihren zu ihm erhobenen Augen funkelte etwas, was ihm die Klarheit der Gedanken nahm. Er sprach hastiger: „Was kümmern uns die Menschen! Ich will dich so halten, daß niemand dir mehr etwas antun kann, und auch gegen dich selber will ich dir helfen. Warte nur, du sollst eine brave, gute Frau werden.“

Er begeisterte sich an seinen eigenen Worten. Er glaubte alles, was er sprach. Und irgend etwas Neues, nie Dagewesenes zwang ihn, so zu sprechen.

Sie ſagte nicht nein, nicht ja. Eine Weile beugte ſie ſich von ihm hinweg und ſtaunte ins Leere.

Plötzlich küßte ſie ihn auf die Wange. Dann ſprang ſie auf und ſchaute zum Fenſter hinaus. Und dann drehte ſie ſich wieder um und ſah abermals ganz ſelbſtverloren in die Stube.

Er war über und über errötet, als ihre Lippen ihn berührt hatten. Dann befiel ihn Angſt, ſie möchte am Ende aus Dankbarkeit einen voreiligen Entſchluß faſſen.

„Du ſollſt mir jetzt nicht antworten," ſagte er ſchwer atmend. „Du mußt dir alles recht überlegen."

Das war ihr willkommen; denn je mehr ihre anfängliche Überraſchung ſich legte, um ſo mehr Bedenken ſtiegen ihr auf.

Die Unterredung endete in einer ſeltſamen Stimmung. Beide fühlten ſich unfrei.

Aber als Lukretia ſich entfernte, ergriff ſie doch noch einmal mit beiden Händen Magnus' Rechte. „Ich habe wieder mehr Mut," ſagte ſie.

Die kleine, ſchlimme und haltloſe Lukretia Blank kämpfte dann einige Wochen lang mit ſich ſelber. Sie kam in dieſer Zeit zur völligen Erkenntnis des Bruches zwiſchen dem Mechaniker und ihr. Renner hatte ihr Geld geſchickt und ſie es ihm ohne ein Wort zurückgeſandt. Sie weinte noch um ihn, aber der Groll gegen ihn trocknete mehr und mehr ihre

Tränen. Sie vermied die vielen Laffen und Gecken, die ihr nachstrichen, so gut es ging, ließ ein paar von ihnen mit einer heftigen Zurechtweisung abfahren und blieb in ihren Freistunden auf ihrer Stube. Auch Magnus Im Ebnet suchte sie selten auf. Er ließ sie gewähren, ließ ihr Zeit.

Bald überfielen sie indessen kleine Leiden ihrer Mutterschaft und drückten ihren Mut nieder. Sie dachte zum erstenmal ernstlich über sich selbst und alles, was ihr bevorstand, nach. Immer einsamer und hilfloser kam sie sich vor; und in demselben Maße wuchsen ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit gegen Im Ebnet. Der Gedanke, seine Frau zu werden, erschien ihr eines Tages nicht mehr so befremdlich. Sie begann sich ihn auszumalen, und es befiel sie eine Art Freude an seiner Verwirklichung, die sich nach und nach in gute Vorsätze, ein neues Leben zu beginnen, verwandelte. Das war wiederum etwas so Neues, daß es ihre Seele entflammte.

So kam es, daß sie End' aller Ende zu Magnus Im Ebnet ging und mit der Scheu des Mädchens, das dem Manne sich gibt, aber mit einer gerührten Innigkeit ihn bat, sein Wort wirklich an ihr zu erfüllen.

Magnus war inzwischen seiner Arbeit nachgegangen. In ihm hatte keinerlei Unruhe des Wartens Platz gegriffen. So wenig Hoffnung und so wenig Ehrgeiz besaß er.

Er dachte viel an die Menſchen, die zu ihm gehörten in dieſer Zeit, dachte an Lukretia mit jener Wärme und jener väterlichen Liebe, die ſie zum Hauptinhalt ſeines Lebens machten, dachte aber auch an die herbe, blonde Berta und überlegte, was ſie ſagen würde, wenn ſeine Verbindung mit Lukretia, an deren Verwirklichung er eigentlich nicht glaubte, Tatſache werden würde. Dabei kam ihm nie etwa der Gedanke, daß er ſich, indem er ſeine kleine Taube zu ſich nahm, den Weg zur anderen, begehrenswerteren völlig verlegte, ſchien ihm doch dort überhaupt kein Weg zu ſein. Aber er hatte in ſich das Verlangen und den Entſchluß, an das Mädchen, an das er mit ſtiller, feierlicher Verehrung dachte, zu ſchreiben und ihr die Beweggründe ſeines Schrittes auseinanderzuſetzen, wenn dieſer je wirklich getan werden würde. Der Gedanke, daß ſie ihn nicht verſtanden, vielleicht ihn mißachtet hätte, wäre ihm unerträglich geweſen. Er dachte auch an ſeine Schweſter Eliſe. Und das war es, was ihm am meiſten Zweifel und Beklemmungen brachte. Eliſe, das wußte er, würde ihn ſchelten. Vielleicht ſogar würde ſie nichts mehr von ihm wiſſen wollen. Nun denken zu müſſen, daß er zu ihrer einen großen Enttäuſchung eine neue fügte, quälte ihn. Aber das Gefühl, daß er auf der anderen Seite vielleicht einen Menſchen rettete, war ſtärker und half ihm dem, was ihm von Eliſen kommen ſollte, ruhig entgegenſehen.

Als nun Lukretia kam und sagte: „Nehmen Sie mich, wenn Sie mich so wert halten, daß Sie das an mir tun wollen," da tat er seine Arme auf und hielt sie fest an sich.

Sie küßten einander nicht. Sie waren wie Vater und Kind. Eine so heftige Wallung ergriff aber Magnus' Inneres, daß, von dem Wogen seiner Brust befremdet, Lukretia furchtsam zu ihm aufschaute. Die Empfindung, daß ein anderer Mensch bereit war, sein Geschick mit dem eines Einsamen und Verstoßenen wie er zu verbinden, überwältigte ihn. Eine neue Jugend- und Lebenskraft erwachte in ihm. Er preßte Lukretias kindlich schlanken Körper fester und fester an sich. Er drückte ihre Hände und streichelte ihre Wange.

„Du sollst es nie bereuen," sagte er, und wieder, als ob er keine anderen Worte finde: „Nie sollst du es bereuen."

Durch die Stürmischheit befremdet, löste sie sich leise aus seiner Umarmung. Aber er wunderte sich darob nicht.

Sie begannen dann ernstlich zu besprechen, wie alles werden sollte. „Hier bleiben wir nicht," bestätigte Magnus seinen früheren Vorschlag. Dann sprach er weiter von seinem Lieblingsplane, aufs Land zu ziehen, und machte so viele Vorschläge, gab ihr so verlockende kleine Zukunftschilderungen, daß ihre Munterkeit erwachte. Sie half ihm weidlich Luftschlösser bauen. Trotzdem sie aber sogar schon

von der Hochzeit redeten, gab Lukretia Magnus das Du noch nicht, und als sie schieden, hatte sich äußerlich ihr Verhältnis zueinander kaum verändert.

Lukretia fuhr dann fort, ihre Stelle zu versehen, und tat das mit einer größeren Zufriedenheit und einem vermehrten Ernste. Die Sonntage fanden sie beisammen.

Magnus war so geschäftig, wie er seit seiner Jugendzeit nie gewesen war. Vorausſehend, daß sein, des alternden Mannes, Verspruch mit der jungen, fahrigen Lukretia alle Lästerzungen in Bewegung setzen werde, unterrichtete er selbst seine wenigen Bekannten gleich am ersten Tage von der Sache und ließ auch den Hausgenossen gegenüber keinen Zweifel über seine Absichten.

Das Schwatzen und Lästern begann. Die Verlobten entrannen weder der offenen Verspottung noch allerhand sonstigen Unfreundlichkeiten der lieben Mitmenschen.

Magnus aber förderte mit Entschlossenheit alles für ihre Verbindung Nötige. Er gab seine Beschäftigung in der Schreibstube auf. Pfarrer Ott, seinem alten Freund und Anstaltsgeistlichen, schrieb er zuerst von seinem Entschluß. Er setzte ihm seine Gründe auseinander und hatte die Genugtuung, eine Antwort zu bekommen, in welcher der gütige und menschenkundige Mann, indem er ihm versprach, selbst die Trauung zu vollziehen, die schönen Worte fand: „Ich habe Euch als einen Menschen

kennen gelernt, der in einer schweren Lehre zu einem Lebensmeister geworden ist. So werdet Ihr jetzt den Weg gefunden haben, der Euch einen späten Frieden und einem anderen Menschenkind eine Heimat bringen wird."

Was er dem Pfarrer geschrieben und gebeichtet hatte, das tat Magnus auch der Schwester dar. Er hatte die Unruhe, die ihn nach Abgang seines Briefes und in Erwartung der Antwort befiel, zwei Wochen zu tragen.

Dann kam ein harter Bescheid: „Du bist Dein eigener Herr. Wenn Du, auf den die Leute schon immer mit Fingern gewiesen, Dich vollends zu ihrem Gespött machen willst, so mußt Du das nach Deinem Belieben tun. Nur bitte ich Dich, mich in Zukunft außerhalb Deines Weges zu lassen. Wir haben gesehen, daß es zusammen nicht geht, so mag jedes sehen, daß es allein fertig wird. Wenn ich aber vielleicht gelernt hätte, besser von Dir zu denken, so weiß ich jetzt, daß Du entweder ein Narr oder ein gänzlich Verlorener bist."

Magnus Im Ebnets unsichere Finger zitterten sehr, als er diesen Brief beiseite legte, allein der Schmerz, der ihm in die Seele drang, vermochte ihn in seinem Entschluß nicht wankend zu machen.

Und bald gab eine ihm recht, deren Urteil ihm mehr als das jeder anderen bedeutete.

Er hatte seine Mitteilung an Berta mit den Sätzen begleitet: „Ich bin nicht jung und nicht

frei genug, um in der Welt wirken zu können. Nun aber meine ich etwas gefunden zu haben, was zu tun gut und schön und der Hingabe eines Lebensrestes wohl wert ist."

Und zum Schlusse hatte er dem Mädchen gesagt: „Sie wissen, daß Ihr Wort mir ein Freundeswort ist, das schwer wiegt. Ich erwarte es ruhigen Gewissens und doch mit zaghafter Ungeduld, weil ich nicht viele habe, die mir einen Glückwunsch mitgeben werden."

Da kam nun nach einigen Tagen dieser Glückwunsch und rührte ihm zuerst so seltsam ans Herz, daß er einen Augenblick etwas wie Reue empfand, eine unbewußte Reue, als sei er auf einem Irrwege.

„Sie sind," schrieb die Berta, „mir immer als so wahr erschienen, daß ich keinen Augenblick an der Lauterkeit Ihres Entschlusses zweifle. Ich möchte sagen, daß jedes Mädchen, das Sie in Ihre Obhut nehmen, sich dessen dankbar freuen darf. Und so will ich nur hoffen, daß Ihnen vergolten wird, was Sie im besten Willen und großer Herzensgüte begonnen haben."

Irgendwie klang zwischen den Zeilen eine leise Wehmut mit, indem sie, am Ende dieses Briefes von ihrem Leben berichtend, klagte, daß die Tage unendlich gleichförmig verstrichen und nicht immer erfüllten, was man von ihnen erhoffte.

Je mehr indessen Magnus über den Brief nachdachte, desto mehr beruhigte und beglückte er ihn

und ließ in ihm nur den reinen, ſchönen Eindruck von Bertas Zuſtimmung und die Gewißheit, daß er ihre gute Meinung und Freundſchaft nicht verloren habe. Er ſetzte ſeine Vorbereitungen mit noch freudigerem Eifer fort und vergaß über ihnen und all dem Neuen, was ſich ihm auftat, alle Unbill, beinahe ſogar den Groll der Schweſter. Der Berta gedachte er mit einer feierlichen Dankbarkeit.

Er gab ſich große Mühe, die Eltern Lukretias ausfindig zu machen. Er wußte, daß es ihm vielleicht Unliebſamkeiten brachte, wenn er ſie fand, und daß er auf die Verwandtſchaft nicht ſtolz ſein konnte, auch wollte Lukretia nichts davon wiſſen, daß er mit den von ihr Verleugneten und Vergeſſenen anbinde, allein er ließ ſich von dem nicht abbringen, was ihm Pflicht ſchien. Es gelang ihm indeſſen nicht, irgendeine Spur der Landſtreicher zu finden. Vielleicht waren ſie ins Ausland gezogen, vielleicht im Elend verkommen.

„Mögen ſie nie mehr den Rückweg finden," ſagte Lukretia mit gerunzelter Stirn.

Auch Lukretia Blank kam aber in eine Art Eifer. Was gab es doch für Dinge, die ihr eitles Mädchenherz erfreuten! Magnus kaufte mit ihr die Ausſteuer ein, Linnen und Möbelſtücke, Küchengeräte und Kleidergeruſt. Nichts, was unnötig oder über ſeine Verhältniſſe koſtbar war, erſtand er, aber alles war neu und ſauber und behaglich.

Es kam vor, daß Lukretias Augen nach irgendeinem Firlefanz oder nach einem kostspieligen Besserhaben funkelten, allein solchen Gelüsten gab Magnus nicht nach. Er kaufte mit einer freudigen Güte, aber auch mit einem fast strengen Ernst ein. Unmerklich brachte er Lukretia dazu, sich einfacher und weniger auf den Schein zu kleiden. Schürzen erstand er in großer Anzahl, bunte Bänder ließ er liegen. Lukretia ordnete sich ihm unter, ohne, wie vielleicht zu erwarten stand, in Bedenken zu verfallen. Sie sah mit einer scheuen Achtung zu ihm auf; sie war klug genug, sein ehrliches Wohlmeinen von dem Schöntun anderer zu unterscheiden, und die Erkenntnis, daß er für sie vielleicht die einzige Zuflucht war, machte sie kleinlaut und bescheiden.

In dieser Zeit erwarb Magnus Im Ebnet das kleine Gut „Bächli" auf einer innerschweizerischen Hochebene, wo die Dörfer weit auseinander standen, eine Pilgerstraße zwar vorüberführte, aber die Welt doch einsam und hell und von nicht allzu hohen Bergen umschlossen war.

Und an einem Frühlingstage standen im Kirchlein des Dorfes Altingen, zu dem Im Ebnets Gut gehörte, er und die Lukretia Blank vor dem Altar; und der steife, lange, feierliche und doch warmherzige Pfarrer Ott gab sie mit einer schlichten Rede und vor einer geringen Zuschauerschar zusammen. Kein Mahl noch sonstiges Festwesen folgte dem Akt in der Kirche, aber in ihren sonn-

täglichen Kleidern begaben sie sich mit dem Seelsorger nach ihrem Hause hinüber; und die Glocken, die sie aus der Kirche hinausläuteten, gaben ihnen durch den blauen, warmen Tag das Geleit.

Das Haus, das nur ein Häuschen war, stand allein. Das zerstreute Dorf versteckte sich drüben in einer Talmulde. Das „Bächli" war ein braundunkles Holzwesen mit einem gemauerten Unterbau und weißgemalten Fensterrahmen. Ein paar Obstbäume umstanden es wie altväterische, nicht allzu stramme Soldaten, es aber blickte mit blitzsauberen Fenstern, unter denen schon jetzt viel blühendes Blumenzeug hing, nach Osten und Westen, nach Norden und Süden. Es konnte die Fußwanderer, die vielmals, und die gelbe Postkutsche, die einmal täglich an einem Ende der Ebene auftauchten, herauf sich bewegen, vorüberkommen und jenseits verschwinden sehen und achten, wie die Wolken hinter den Bergen weit herum ihr Spiel trieben. Die Glocken der Kühe und Ziegen, die an den grünen, wenig bewaldeten Hängen rings weideten, umfangen es mit Hunderten von lauten und leisen Tönen. Freilich machten auch etwa die Winde und der weiße Staub dem Hause einen Besuch, aber sie waren keine schlimmen Gäste, und zumeist stieg der Rauch schlank und gerade aus dem Steinkamin mit dem Schieferplattendeckel.

Das Wiesland, das im Geviert das Haus umgab, leuchtete zum Einzug des neuen Paares wie

köſtlich weicher, glänzender Samt. Der Bach aber, der dem Gut den Namen gab, warf manchmal einen kleinen Waſſerſpritzer über ſein Grasbett hinaus und murmelte unverſtändliche Dinge in ſich hinein, die etwa wie ein „Ei, ei!“ oder „Brav, brav!“ klangen.

Auf dem Tiſch in der niederen Stube ſtanden ein Trunk und kalter Imbiß bereit. Da ließen ſich die Neuvermählten mit ihrem Freund und Pfarrer nieder. Dieſer konnte das wohlmeinende Predigen nicht ganz laſſen und ſprach ihnen auch jetzt noch zu. Wie ſchön ſie es hätten! Daß keine Nachbarn ihren Frieden ſtören, daß ſie ihn daher um ſo mehr noch unter ſich ſelber hüten ſollten, und was dergleichen freundliche Sätzlein mehr waren.

Die Gatten waren ſchweigſam. Magnus, der Haus und Hof beſſer kannte als die junge Frau, ging ab und zu, jetzt um friſches Trinkwaſſer, jetzt um einen zweiten Teller für den Pfarrer. Lukretia machte wohl Miene, ihm Hand zu leihen, allein ſie war in dergleichen ungeſchickt und noch zu fremd. So ſaß ſie verlegen und ein wenig verloren da.

Dennoch war eine gute Stimmung. Die Sonne ſchien gar heiter durch die vielen Fenſter, und die kleinen Vorhänge davor ſahen in dem hellen Lichte ebenſo ſchmuck und ſauber aus wie der neue weißtannene Tiſch und die Wandſitze.

Nach der Mahlzeit ſaß man ein Weilchen auf der Bank, die an einen Nußbaum vor dem Hauſe

gezimmert war. Man pries die Schönheit der Landschaft und des Tages und sprach von Zukunft und Außenwelt. Manchmal meinte Magnus nach den Räumen fragen zu müssen, die ihn so viele Jahre festgehalten hatten, allein er brachte das Wort nicht heraus, und Pfarrer Ott war zu feinfühlig, um davon zu beginnen.

Zuletzt gaben die Gatten dem Geistlichen das Geleit über die lange weiße Straße und zwischen den Matten hindurch bis dort, wo jene sich dem Tale und der nächsten Bahnstation zusenkte.

Und auf einmal fanden sich Magnus und Lukretia allein. Wie merkwürdig das war! Bisher hatten alle die Erwartungen, Vorbereitungen und Ereignisse sie nicht zu sich selbst kommen lassen. Wochen waren über sie hingegangen. Das Leben hatte sie umbraust. Und nun war der letzte Außenzeuge von ihnen gegangen, und sie waren allein. Sie schritten Seite an Seite. „Viel Glück noch einmal," hatte der Geistliche gesagt. Magnus spürte noch den Druck seiner Hand. Er sprach zunächst von ihm, welch ein wohlmeinender Mann er sei. Dann schwieg auch diese Erinnerung. Blicke und Gedanken mußten sich dem Orte zuwenden, der sie dort am Ende der Straße erwartete. Seltsam! Seltsam! Sie waren Mann und Frau. Sie hatten sich darauf vorbereitet, gewundert, wie es sein würde, und beschlossen, daß es sein müßte. Aber nun es Tatsache war, erschien es ihnen als etwas so Fremdes.

Sie faßten ſich nicht bei den Händen. Ein Stück voneinander ab, ſchritten ſie dahin, und ihre Herzen klopften.

Magnus ſagte: „Es iſt doch ſchön, unſer Häuschen dort drüben, gelt?“

Lukretia blickte auf. Ihre Augen leuchteten ein wenig, und ſie ſagte: „Sehr ſchön.“

Aber dann verfiel ſie gleich wieder in Schweigen.

Sie erreichten das Gut, traten durch die Tür und ſtanden wieder in der Wohnſtube, wo die Reſte der Mahlzeit ſich noch auf dem Tiſch befanden.

„Nun laß aber mich abräumen,“ ſagte Lukretia, und das Du ging ihr ſelbſt jetzt noch nur ſtockend von den Lippen. „Vorhin habe ich dich alles allein tun laſſen.“

Magnus hing ſeinen Hut an einen Nagel.

Noch immer lag die Sonne im Zimmer, doch war ihr Schein jetzt lauterer und kühler als vorher.

Lukretia wollte mit dem Geſchirr an Magnus vorübergehen. Da packte es ihn plötzlich mit großer Macht: da ſtehſt du nun auf eigenem Grund und Boden. Keine Mißachtung und kein Spott umſchleichen dich. Und das junge Weſen da will bei dir bleiben. Er ſtreckte die Arme aus. Er umfaßte die Lukretia und küßte ſie auf den Mund.

Er ſagte: „Nun ſoll alles gut werden.“

Sie wurde rot und machte ſich ein wenig haſtig los. Aber es war eine neue Brücke zwiſchen ihnen.

Zwölftes Kapitel

Magnus Im Ebnet war ein sehr glücklicher Mann. Eine Reihe wolkenloser Tage begleitete den Anfang seines Ehelebens. Und an jedem Tag, den er neu begann, atmete er tief auf und dachte: Gott, wie ist das Leben schön! Die Gegend mit den unabsehbar weiten Hochwiesen, den Hügeln im Westen, den Hügeln im Osten. Das viele Grün und drüben der weite, schimmernde Himmel. Und der kühle Wind. Und die wandernden Herdenglocken. Die Obstbäume vor dem Hause. Ei, und die traulichen Stuben! In den Stuben aber und im Hause — und neben ihm jeden Tag, jede Stunde das junge, schöne Geschöpf, die Lukretia. Ei, Magnus Im Ebnet war ein glücklicher Mann.

Er sah Lukretia hier anders, als er sie in der Stadt gesehen hatte. Sie war auch anders. Sie trug keine Prunkfähnchen mehr wie früher, sondern ein einfaches Gewand und gutes Schuhwerk. Die Hausschürze und die einfache Zopffrisur, die sie statt des wilden früheren Haaraufbaus machte, brachten ihre Gestalt nicht um ihre Zierlichkeit, noch

ihr schmales Gesicht um seine Zartheit. Sie war freilich in den ersten Tagen gar verwirrt und von Gedanken und hatte etwas von einem eingefangenen Vogel, der bald ängstlich flattert, bald trübselig in einer Käfigecke sitzt. Es war auch gut, daß der Himmel sie und ihr Haus gerade mit so heiterem Gesicht ansah, und besser, daß sie Magnus hatte. Aber sie hatte auch eine Ernsthaftigkeit an sich, die ihr sonst nie zu Gebot gestanden.

Am Morgen war Magnus längst aufgestanden, wenn Lukretia sich erhob. Aber er zeigte ihr kein mürrisches Gesicht, sondern wies sie nur etwa auf die Hügel hin, auf denen das Frühlicht lag, und sagte: „Das mußt du einmal sehen, wenn die Sonne erst im Kommen ist.“ Dann begann er mit ihr das Tagwerk. Jetzt führte er sie in die Küche, wo das Holz schon im Herde lag. Zusammen machten sie Feuer, zusammen bereiteten sie das Frühstück, das sie darauf gemeinsam verzehrten. Wenn Magnus in den Garten hinaus mußte, meinte er, daß nun wohl im Hause das und jenes zu ordnen sei. Und unterm Graben, das er in einem Beete tat, rief er etwa zu einem Fenster herein: „Was meinst du, Lukretia, vielleicht ließen sich jetzt die Kartoffeln zum Mittag schälen.“ Spielend und von selber kam es, wie er die junge Frau an ihre Pflichten brachte. Er hetzte sie nicht. Er war nie verdrossen. Manches tat er selbst vor ihren Augen, damit sie das nächste Mal

wisse, daß sie es zu tun habe. Er gab ihr Beschäftigung, ohne sie zu ermüden, ihre Gedanken von unnützen Wanderungen in die Vergangenheit ablenkend. Am Feierabend hieß er sie sich mit einem Näh- oder Strickzeug neben ihn setzen, während er zeichnete oder schnitzte. Dabei erzählte er ihr vom Wesen seiner Kunstfertigkeit, von den Aussichten des Gartens oder den hundert neuen Dingen, die sie von ihren Fenstern aus sahen. Zur Nacht aber, nachdem sie die letzte Mahlzeit eingenommen und gemeinsam noch die Aufräumarbeiten getan, sprach er immer sein gütiges: „Nun wirst du müde sein, Kind." Er gab ihr die Hand, er strich ihr über den Scheitel. Dann hieß er sie vorauf in die gemeinsame Kammer gehen und kam erst viel später, sich mit sorglichen Schritten einschleichend und niederlegend, um sie ja nicht zu stören.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Lukretia in der Wärme seiner Hut heimisch wurde. Hatten die Stille und Weltabgeschiedenheit des Hauses sie anfänglich bedrückt, hatte sie auch oft jäh ihren Entschluß bereut, plötzliche Lust empfunden, zu entlaufen, und nachts verstohlen in ihre Kissen geweint, die Finger in ihre Linnen gekrallt und aus blutender Seele heimlich noch nach dem verlorenen Liebhaber geschrien, so weckten Magnus' Güte und Rücksicht alle jene guten Vorsätze wieder in ihr, die sie zu ihrem Entschluß, ihm zu folgen, über-

haupt gebracht hatten. Sie zeigte Geschick, das zu tun, was er sie lehrte oder von ihr als Hausfrau erwartete, und Dankbarkeit und ehrfürchtige Scheu leuchteten ihr manchmal aus den Augen. Freilich war diese zumeist mit einer gewissen Ängstlichkeit gepaart, als ob sie sich selbst nicht völlig traute und zuweilen Gedanken hegte, die ihr Gewissen leise beschwerten.

Wochen gingen dahin. Der Sommer blieb sich selber treu. Wenn er auch einmal einen tüchtigen Regen über das Haus zum „Bächli" schüttete, so schien das nur getan, um das Gartenzeug üppiger und die Wiese noch grüner zu machen. Sonst war er eitel Pracht.

Für Lukretia kamen indessen Leidenstage. Sie fühlte sich selten wohl, mußte viel liegen und war oft niedergeschlagen. Die Angst vor dem, was ihr bevorstand, befiel sie und machte sie kleinlaut, stärkte aber auch ihr Bedürfnis nach einem Freunde und einer Stütze, so daß sie sich noch mehr an ihren Mann klammerte, ja seiner Gegenwart allgemach so bedurfte, daß sie ihm wie ein Kätzlein nachlief, wenn er einmal nicht in der Nähe war.

Den Leuten des Dorfes, zu dem sie gehörten, und noch mehr all denen, die an ihrem Hause vorbeizogen, blieben Magnus und Lukretia fast völlig fremd. Man kümmerte sich nicht um sie, oder wenigstens bekamen sie nicht zu hören, was die Neugier oder die Lästersucht die von Altingen oder

andere von ihnen reden ließ. Zu kleinen Einkäufen begaben sie sich wohl ins Dorf hinüber, gingen auch an einzelnen Sonntagen dort zur Kirche, verweilten aber nie lange und kamen zu niemand in nähere Beziehung.

Magnus ließ die weise Frau des Ortleins, ein an Leibesumfang und Verständigkeit gleich fortgeschrittenes Bauernweib, kommen. Die redete ihnen mächtig zu, daß sie sich auf das kleine Wesen freuen und es als einen Segen nehmen sollten, rühmte auch, daß es immer gut sei, wenn solch ein Kindlein eine blutjunge Mutter, die es lang betreuen und einen gesetzten Vater habe, der mit seiner Erfahrung es schon gleich zu Anfang wie in einer guten Schule empfangen könne. Sie ließ bei ihrem Weggang so etwas wie neue, frische Luft im Hause zurück. Und Magnus und Lukretia saßen nachher in der Wohnstube und lächelten einander an. Die Lampe war angezündet und machte den sauberen Raum mit ihrem rotwarmen Schein traulicher noch als am Tage. Durch ein offenes Fenster quoll Sommernachtkühle und schauten ein paar ferne, ruhige Sterne. Die Gatten hatten ihre Plätze voneinander entfernt; Lukretia nähte auf der Bank an einem Kleidchen für ihr Kind, Magnus saß am Tisch und hatte das Wochenblatt vor sich.

„Die macht einem aber Mut," sagte Lukretia.

„Siehst du? Sei nur getrost," mahnte Magnus,

denn er ſah wohl, daß hinter ihren Worten immer noch Angſt lag. Dann kam er hinter ſeinem Tiſch hervor und ſetzte ſich an Lukretias Seite.

Auf einmal träufelten Tränen auf ihre Hände.

„Nicht weinen," tröſtete er und legte den Arm um ſie.

„Schilt nicht!" bat ſie und ſchluchzte.

In einer Stubenecke ſtand ein korbähnlicher Wagen mit Holzrädern und einem Dach aus buntem Stoff.

„Stelle dir vor, wie ſchön es ſein wird, wenn das Kleine dort ſchläft," ſagte Magnus.

„Kannſt du dich denn freuen?" fragte ſie zweifelnd.

Und er antwortete: „Es wird ein Stück von dir ſein, kleine Taube. Wie ſollte ich mich nicht freuen!"

„Ja du," antwortete Lukretia, „du guter, guter Menſch!" Und ſie ſchlang die Arme um ſeinen Hals.

War es die Abendſtunde oder ihre größere Hingebung, in Magnus regten ſich Empfindungen, die bisher geſchwiegen hatten. Er zitterte von Erregungen, die durch viele Jahre langes Zellenleben in ihm ertötet geweſen waren.

„Weißt du, wie lieb ich dich habe?" ſagte er zu Lukretia.

Von dieſem Abend an waren ſie nicht mehr nur dem Namen nach Eheleute.

Magnus kam in eine neue Jugend. Er war wie ein Baum, den Frühlingssäfte durchschießen. Wohl mochten es die Arbeit im Freien, das Hantieren mit Spaten und Schaufel im Garten und das Holzschlagen sein, die in wenigen Wochen seine hageren Glieder stählten, aber es war auch ein inneres Gesundheitsgefühl, das ihn so aufrecht schreiten ließ. Die Sonne jedoch bräunte ihm Hände, Armgelenke und Gesicht. Es kam Stahl und Leben in den gebrechlichen Körper.

Lukretia, von dem, was neu in ihm aufflammte, ein wenig mit fortgerissen, fühlte sich zufriedener denn je. Oft, wenn sie ihre kleinen Leiden vergaß, überfiel sie der Leichtsinn früherer Tage. Sie schäkerte mit ihrem Manne, spielte ihm mit kindischem Übermut allerlei Streiche und begann ihn zu necken, ob er den Briefträger beachtet habe, den netten Schwarzschnauz. Er mache ihr Augen. Und sie habe gute Lust, ihn ein wenig verliebt zu machen.

Zu anderen Zeiten würde Magnus ihr die Rede vielleicht verwiesen haben, doch jetzt verwirrte ihm Leidenschaft den Kopf, und er lachte mit ihr.

Indessen rückte Lukretias Stunde heran. Vielleicht hatte der böse Herbst sein Teil Schuld daran, daß sie so verzagt war.

So schön der Sommer gewesen, so häßlich waren die Tage, die ihn ablösten.

Kein Morgen wurde mehr hell. Sie streiften

alle nur halb die Nacht ab, und die Tage schleppten sich durch die Stunden wie Bettler, die in grauen Fetzenkleidern vorüber wankten, jetzt von Stürmen gezaust, jetzt von frostigen Regenschauern durchnäßt, daß sie trieften.

Im Ebnet mußte einheizen, weil es so frostig im Hause wurde. Selbst ihn drückte der Nebel nieder, der jetzt immer sich über dem Hochtal lagerte. Und er hatte Angst um Lukretia. Eine merkwürdige Zerbrechlichkeit befiel sie. Sie war immer zart und zierlich gewesen. Jetzt aber wurden Gesicht und Hände durchsichtig, blaue Ringe lagen unter ihren Augen, und hinter dem Braun ihrer Stirn fiel das Weiß ihrer Schläfen doppelt auf. Sie schlich nur noch mühsam aus der Schlafkammer in die Wohnstube und wieder zurück, an Möbeln und Wänden sich haltend.

Magnus besorgte allein die Haushaltung. Nie ungeduldig, nie müde. Kochen und Wasserschleppen, Stuben sauber halten und Wäsche waschen, alles tat er. Es entwürdigte ihn nicht, denn er tat es nicht wie ein Weibmann demütig und unlustig, sondern mit einer ruhigen, frohen Selbstverständlichkeit und Überlegtheit.

„Trage dir Sorge," sagte er zu seinem Weibe oftmals des Tages, stützte sie jetzt und bettete sie dann, brachte ihr eine Stärkung oder setzte sich neben sie, um ihr die schweren Gedanken auszureden.

Da Lukretias Zustand sich verschlimmerte, ließen

sie die weise Frau wieder kommen. Die machte diesmal ein bedenkliches Gesicht und riet, einen Arzt zu befragen.

Arzt und Frau standen an einem Novembertage, da aus Regen und Nebel Schnee wurde, an Lukretias Lager. Im Zimmer war es düster. Man sah draußen die weißen Flocken aus dem Grau des Nebels schwirren. Sie wirbelten an den Scheiben vorbei, und einzelne setzten sich ans Glas wie ängstliche Vögel, die Einlaß heischen.

Der Arzt und die Frau warteten. Stundenlang lag die junge Frau in Schmerzen. Als die Zeit aber drängte und das Leben der Mutter in Gefahr stand, opferte der Arzt das ungeborene Kind.

So sah Lukretia das kleine Wesen nicht, von dem sie in Qual und Mühsal ihren Leib befreiten. Tagelang lag sie selbst wie tot da. Der Arzt kam, und Magnus mühte sich um sie. Manchmal schien es, als wäre ihre Seele dem Körper schon entflohen. Aus einer unsäglich matten Bewegung der Hand, einem Zucken der Lider nur konnte man entnehmen, daß ein Quentlein Kraft noch in den gemarterten Gliedern geblieben war.

Was Magnus Im Ebnet für ein Pfleger war! Er hatte einen lautlosen Schritt und Hände so weich wie eine barmherzige Schwester. Er war immer da. Nie brauchte Lukretia nach ihm zu rufen, ihn herbeizuwünschen. Er sprach nicht, weil sie so schwach war, daß selbst der Laut einer Stimme

ihr weh tat, aber in ſeinen braunen Augen ſtand viel zu leſen, und es mußte gut und wohltuend ſein; denn als die Kranke etwas erſtarkte, nahm ſie ſeine Hand und ſchmiegte ihre Wange daran, als wollte ſie ihm danken, und ſpäter faltete ſie die Finger, als er einmal aus dem Zimmer ging, und es ſah aus, als ſagte ſie mit angſtvoller Andacht dem Herrgott: Sieh doch, was er alles für mich tut!

Der Schnee hatte ſich jetzt auf Dach und Fenſterbrettern eingeniſtet. Von den weißen Hügeln her fiel eine große Helligkeit in die Schlafſtube. Die aber war ſo jedem Geräuſch entrückt, daß Lukretia manchmal dachte, ſie ſei gar nicht mehr auf der Welt, ſondern irgend auf einem überirdiſchen Eiland gelandet.

Solange die Sonne noch blaß war und ihre Zeit noch kurz, konnte auch die Kranke nicht recht geneſen. Aber Neujahr ging vorbei, und vom Himmel ſchien das Licht länger und heißer. Da antwortete der wachſenden Sonne etwas im Körper der jungen Frau, und neue Wärme ſtrömte durch ihre ſchlaffen Adern. Sie nahm jetzt mehr Nahrung zu ſich und ſchlief viel, ſich kräftigend im Schlafen.

Das waren die Tage, da Magnus an ſeine Freundin Berta ſchrieb: „Trotz vieler Angſt und Trauer bin ich glücklich, darf mich für ein anderes einſetzen und habe einen Menſchen, den ich als ein Stück von mir ſelber halten kann. Das ſchreibe ich Ihnen wiederum, weil ich noch immer das herz-

liche Bedürfnis fühle, vor Ihnen gleichsam Rechenschaft über mich selbst abzulegen, Ihnen, die Vertrauen zu mir gehabt hat zu einer Zeit, da ich zum zweitenmal und als ein Fremder in die Welt kam."

In dem Briefe stand nicht, daß Magnus in der blonden Berta das Beste sah, was ihm seine Tage beschert hatten, und nichts, daß er während des Schreibens mit so großer, reiner Freude an sie dachte, aber er wußte wohl selbst nicht, daß dem so war.

Aber einen Gruß an die Schwester fügte er noch bei und bat die Berta, ihn auszurichten, weil — jene von ihm selbst ihn wohl nicht annehmen würde.

Der Frühling kam. Die Sonne warf sich zur Weltherrin auf. In Blättern und Blüten brach die Herrlichkeit der Erde hervor. Und mit der blühenden Erde hielt Lukretias Körper Schritt. Ihre Wangen bekamen wieder Farbe. Ihre Arme rundeten sich. Sie schlich und wankte nicht mehr durchs Haus; ihr Schritt wurde immer leichter und vergnügter. Manchmal hörte Magnus sie bei der Arbeit singen und mußte wieder ihre Neckereien erdulden, etwa daß sie sich von hinten an ihn heranschlich, wenn er im Garten werkte, und ihn erschreckte, oder sich wie ein übermütiges Kind vor ihm verbarg und ihn, aus allen Ecken rufend, durchs Haus lockte.

Der Frühling machte auch ihm das Herz jung,

und er versuchte mit dem Übermut seines Weibes Schritt zu halten. Sie war ihm immer noch mehr Kind als Frau, obgleich er sie mit aller Mannesleidenschaft liebte. Er behütete sie und, wie er das lang vor der Ehe getan, begann vielleicht ein wenig wieder sie zu verwöhnen. Mit ihrer größeren geistigen Beweglichkeit kam ihr auch die Liebhaberei für schöne Kleider und Schmuckwerk zurück, und Magnus widerstand jetzt nicht immer ihren kleinen Eitelkeitswünschen.

Für jede Gabe dankte sie mit stürmischen Liebkosungen. Sie wurde überhaupt in ihren Liebesbezeigungen heftiger und sichtlich beflissener. Das war — weil jetzt manchmal ihre Gedanken den Wolken und Winden nach in die Welt hinausflogen, weil jetzt ein lange vergessenes Bedauern wieder dann und wann sich regte, daß man nicht in diese weite Welt hinauslaufen und wieder einmal etwas anderes sehen konnte als nur die lange, langweilige Straße und die Matten und Hügel ringsum, weil aber das Gewissen sie mahnte, dergleichen Gelüste um Magnus willen zu verwinden.

Der junge Briefträger stand jetzt häufig vor Im Ebnets Tür, drehte keck den schwarzen Schnurrbart und hatte immer mit Frau Lukretia etwas zu berichten, ob er nun, was selten war, Briefe im „Bächli“ zu bestellen hatte oder nicht.

Auch Lukretia hatte viel unter den Fenstern und unter der Tür zu tun. „Ich mag so gern

die Menschen vorübergehen sehen," erklärte sie Magnus.

Aber mit dem Sehen allein kam sie bald nicht mehr aus, sondern begann in einer hungrigen Mitteilsamkeit und einer Sucht nach Neuigkeiten vorbeiziehende Wanderer und Pilger zu grüßen und ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

Es wurde ein wenig anders im Bächlihaus. Allmählich nur und kaum spürbar. Das Ineinanderaufgehen, das nur Füreinanderdasein des ersten Jahres, die Freude über die Weltentrücktheit und große Stille gingen ein wenig in die Brüche. Die Lukretia wurde ganz unmerklich ein bißchen zum Allerweltseigentum und gehörte tagsüber einer Menge bekannter und unbekannter Leute, die des Weges und mit ihr ins Plaudern oder ins Schäkern kamen.

Magnus Im Ebnet sah zu und dachte an ihre Jugend und daß ihr ihr Recht nicht geschmälert werden dürfe.

Dreizehntes Kapitel

War Lukretia Im Ebnet krank? Oder ſpielten ihre Launen mit ihr, daß ſie täglich mehr die Stimmung wechſelte, von Zärtlichkeit in Verdrießlichkeit verfiel, jetzt ihrem Manne einen Wunſch von den Augen abſah und jetzt mit ihm ſchmollte, obgleich er ihr nicht das Geringſte zuleide getan? Und woher kam ihre Unruhe? Sie lief ins Dorf hinüber, wo ſie früher ſo ſelten geweſen war. Sie kannte bald jeden Menſchen in Altingen und wußte jedes Menſchen Geſchichte.

Es war Magnus unlieb zu denken, daß, wie Lukretia ihm von anderen Leuten erzählte, dieſe auch von ihr und ihm reden würden. Er war es müde, im Munde der Leute zu ſein. Und er ſah das wechſelvolle Weſen ſeiner Frau mit leiſem ſchmerzlichem Befremden.

Der Himmel war in dieſen Tagen nie völlig klar, die Nord- und Oſtwinde trieben fortwährend Wolken durch ſeine blauen Gründe. Hell und doch an keinem Tag ohne Wolken war auch Im Ebnets Leben. Er verſuchte Lukretia zu verſtehen und ſie weiter in Güte zu führen. Manchmal hatte er

bange Gedanken, als löse sie sich von ihm ab. Wenn sie nachts vor Schlafengehen im Mondschein auf der Gartenbank saßen oder bei der Lampe in ihrer Stube, sprach er ihr vom vergangenen Tage: „Meinst du nicht, Lukretia, daß in unserer Einsamkeit unser Friede ist?“

Sie antwortete etwa: „Ich bin noch zu jung. Ich kann nicht wie ein Einsiedler sein.“

Da konnte er ihr nicht widersprechen.

Sie klagte jetzt auch hie und da: „Es ist furchtbar, wie verloren wir hier wohnen.“

Dann sprang eine wilde Sehnsucht in ihren Blick, und Magnus sah es und machte sich Vorwürfe ob seines Eigennutzes, der meinte, das junge Geschöpf allein beanspruchen zu dürfen.

Bald darauf warf sie sich ihm an die Brust, wie sie nur in ihrer größten Angst und Verzweiflung früher getan hatte, und indem sie sich mit beiden Händen an seine Schultern klammerte, bat sie: „Du hast dennoch recht; laß mich nicht zu viel hinaus. Es ist nicht gut für mich.“

Er fühlte, wie sie von Selbstvorwürfen und Verwirrtheit geschüttelt wurde, und wußte doch nicht, was ihr im Grunde fehlte und wie er ihr zu ihrem Gleichgewicht verhelfen sollte. Eines sah er wohl, daß sie ihn eben nicht liebte, wie eine Frau ihren Mann lieben soll, sondern daß nur Dankbarkeit und vielleicht eine Art Kindesanhänglichkeit sie an ihn fesselten. Es tat ihm weh,

aber er hatte sich selbst darüber nie getäuscht und verdachte es ihr nicht. Er empfand für sie mehr denn für alle anderen die weite, verzeihende und verstehende Liebe, mit welcher er die Menschen betrachtete, seit über ihn die Wucht einer fünfundzwanzigjährigen Einsamkeit gegangen war, und da er sie mit einer spät erwachten Liebesfreude liebte, war er nur zu geneigt, ihr vieles nachzusehen.

Lukretias Vertraulichkeiten mit dem hübschen Briefträger dauerten fort. Magnus betrachtete sie ohne eigentliche Unruhe und erklärte sie aus ihrem Hang zur Geselligkeit überhaupt. Als er aber eines Nachts die beiden an der Straße stehend Hand in Hand fand und sah, daß sie weiter miteinander gingen, als seiner und Lukretias Ehre gut war, trat er zwischen sie, legte gelassen seinen Arm um seines Kindweibes Schultern und führte sie von dem verblüfften Hofschneider hinweg ins Haus. Hier strich er mit der Hand über Lukretias Stirn und sah ihr in die Augen, in denen Angst und Scham standen.

„Sind wir nicht über ein Jahr glücklich gewesen?“ fragte er sie.

Sie nickte und weinte.

„Es kann so nicht bleiben, Lukretia, wenn — dir nicht mehr genügt, was ich dir geben kann,“ fuhr er fort, immer die Hand auf ihrem Scheitel.

Da machte sie sich los. Durch ihre Tränen schoß etwas wie Zorn und Ungeduld. „Ich weiß,“

ſtieß ſie mit dem Trotz einer Verzogenen und doch nicht ohne Groll gegen ſich ſelbſt heraus, „aber ich kann mir nicht helfen. Ich bin keine Nonne — ich will leben — ich —“

Magnus ſetzte ſich. Er hätte ihr ſagen können, daß ſie keine Gewalt über ſich habe, noch haben wolle. Er hätte ihr von Pflicht und Zucht reden ſollen. Doch tat er es nicht. In ihm regte ſich in dem Augenblick die Frage, ob nicht er den Fehler gemacht, indem er ſie zu ſich nahm, ob nicht bei ihm der Irrtum liege.

„Ich will dich nicht halten, wenn du noch einmal hinaus willſt,“ ſprach er. „Freilich — du kamſt einmal zu mir, weil du dich in der Welt nicht zurechtfandeſt.“

Sie rang die Hände, die ſie gefaltet vor ſich hielt, ineinander. Das Grau ihrer Augen wurde dunkel, als ob aus ihrer Seele die Nacht aufſteige, die darin lag.

„Ich weiß ja nicht, was ich will,“ ſagte ſie. Dann drehte ſie ſich um und ging hinaus.

Magnus Im Ebnet wartete. Er dachte, Lukretia würde hinauf in die Schlafkammer gehen. Vielleicht würde ſie auch zurückkommen. Er dachte, was wohl aus allem noch werden würde. Sie würde noch hart zu kämpfen haben, das arme, kleine Ding, dachte er. Und ſchon ſtand hinter ſeiner Qual, die er um ſie litt, das große, herzliche Mitleid, mit dem er ſie immer an ſich nehmen wollte, wenn ſie nach Irrtümern den Freund brauchte.

Als er so gar nichts mehr von ihr hörte, begab er sich hinaus und rief nach ihr. Aber sie war nicht vor der Tür und nicht drüben auf der Bank. Wieder rief er ihren Namen. Aber alles blieb still.

Nun wurde er doch ein wenig ängstlich. Barhaupt und in Hausschuhen, wie er war, trat er in die Straße hinaus, lief ein Stück nach Osten und zurück und ein Stück nach Westen. Auch da antwortete niemand, wenn er rief.

War sie fort? Was hatte sie getan?

Sein Herz klopfte jetzt so stark, daß es ihm den Atem benahm.

Die Sterne flackerten. Dazwischen lagen die weißen Wolkenfetzen. Auf der Erde waren viele Schatten, und manche glichen fliehenden Menschen. Aber die Lukretia war nirgends zu sehen.

Magnus kehrte ins Haus zurück. Er durchstöberte es noch einmal bis unters Dach. Umsonst. Da zog er Schuhe und Rock an und begab sich auf eine lange Reise. Zuerst ins Dorf. Das war noch nicht so entschlafen, daß er nicht erfragen konnte, ob Lukretia gesehen worden sei. Niemand war ihr begegnet. Niemand hatte sie bemerkt.

Er schritt in die Nacht hinaus. Er wollte in die Stadt. Und während er so seine menschenleere Straße ging, spürte er seine Einsamkeit und kam die Erkenntnis dessen, was ihm verloren war, über ihn.

Es war oft sehr dunkel, manchmal hob er un-

willkürlich, vor sich hintastend, die Hände. Aber es geschah kaum, weil er selber wegunsicher war, sondern weil er im Dunkeln die Hände nach Lukretia ausstreckte. Er wußte erst jetzt, wie er an ihr hing. Und wieder mußte er denken, wie hart sie es noch haben würde.

Hart hatte es die Lukretia, hatte es schon viele Wochen lang, ehe sie ihn verlassen, hart gehabt. Sie hatte in ihrer Ehe doch nicht gefunden, was sie gemeint hatte. Die Güte ihres Mannes und ihre Achtung für ihn, selbst ein flüchtig aufflackerndes Vergnügen an seiner Zärtlichkeit hatten nicht genügt, Erinnerungen an ein freies Leben auszulöschen, an Tändeln und Tanzen, an Wechsel und Jugend. Die nie ganz vernarbte Wunde, die ihr der blonde Paul Renner geschlagen, brach wieder auf, und die jener nicht heilen wollte, die konnte auch der gelassene Im Ebnet nicht heilen. Da gab es für die wild erwachsene Lukretia nur ein Mittel, das der Betäubung in neuen Freuden. Darum lief sie unter die Leute. Darum ließ sie den Briefträger, den Gecken, an sich herankommen. Wohl ergriff sie manchmal Reue und Angst. Sie konnte Magnus nicht mehr in die Augen sehen, sie diente ihm oft mit demütiger Unterwürfigkeit, mit heißem Bemühen, ihr Gewissen zu beschwichtigen, und im nächsten Augenblick grollte sie ihm: warum hatte er sich ihr in den Weg gedrängt! Hätte er sie gelassen, wo sie war! Endlich ertrug

sie den Zwiespalt ihrer Gefühle nicht länger. Sie hatte den Fluchtplan lange erwogen. Der Vorfall an jenem Abend war nur der letzte Anstoß gewesen, ihn auszuführen.

Und Magnus war auf der richtigen Fährte. Sie war in die Stadt zurückgelaufen. Sie wußte Bescheid dort.

Eine Stellenvermittlerin hatte dem hübschen jungen Ding die Beschäftigung und den Verdienst zur Hand, die sie suchte.

Lukretia Im Ebnet wurde wieder Aufwärterin in einer Gastwirtschaft. Das alte Leben begann, und es war nicht besser als früher. Es wurde bald schlimmer. Zuweilen, wenn es ihr übel ging, weinte sie nach Magnus, zuweilen dachte sie, was er wohl machen möge, und der Friede des Hauses auf der Altingerhöhe kam ihr zu Sinn, und sie dachte, wie schön es gewesen. Aber viel häufiger vergaß sie das alles und lebte das Leben, wie man Wein trinkt, bis der Boden unter den Füßen schwankt.

Magnus Im Ebnet aber fand sein Weib nicht. Er war in jener Nacht wohl den richtigen Weg gegangen. Er erreichte die Stadt nur um den Zwischenraum zwischen einem Spät- und einem Frühzug später.

Allein die Stadt war groß, und er konnte nicht in allen Läden und Wirtschaften fragen, ob die Lukretia da sei. Er dachte an die Zeitung und

an die Polizei, aber er scheute die Öffentlichkeit. Sie würden ihn fragen, wer er sei. Sie würden wieder in seiner Vergangenheit graben. So unterließ er die Suche, die ihn vielleicht zum Ziel geführt hätte.

Er brachte acht Tage in der Stadt zu. Er ging durch ihre Straßen. Er wartete vor großen Magazinen, wenn deren Verkäuferinnen Feierabend hatten und in Scharen herauskamen. Er schaute in viele Gastlokale, große und kleine. In die bösen Gassen ging er, wo die Armen und Verworfenen hausten, aber er fand die kleine Taube nicht.

Da machte er sich wieder auf den Heimweg. Es war ihm schwer zumute. Ein wenig schien es ihm, als mache er sich in eine Einöde auf; aber daß der Lärm der Stadt hinter ihm blieb und daß er den vielen Blicken entwich, die sich in den acht Tagen an ihn gehängt hatten wie Haken und Angeln, das empfand er doch als Wohltat.

Es war Abend, als er daheim seine Tür aufschloß. Gewitterzeit wollte sich in Schlechtwetterzeit verwandeln, und an diesem Abend brach am grauen Regenhimmel noch einmal ein Riß auf, durch den die kupferfarben leuchtende Sonne schien. Ihr Abglanz lag in Magnus' Stube, als er eintrat. Es war alles darin sauber, traulich, still, wie er es verlassen hatte. Zu still nur! Er setzte sich auf

den erſten beſten Stuhl, nahm den Hut zwiſchen den Knien in beide Hände und dachte nach. Die ſeltſame rotgelbe Sonnenhelligkeit brach über ihn herein und ließ ſeinen Kopf in jedem Zug deutlich werden. Die Wangen ſchienen in den acht Warte- und Suchetagen von ihrer Bräune verloren zu haben. Sie und die Schläfen zeigten eine leiſe Hohlheit. Auch war über ſein dünnes, braunes Haar viel Grau geſtreut. Aber die Augen blickten mehr verſonnen als unglücklich. Eigentlich wunderte er ſich ein wenig, daß die Lukretia in ſeiner Abweſenheit nicht zurückgekommen war. Auch wenn ſie jetzt eingetreten wäre, würde er kaum erſtaunt geweſen ſein. Er wollte ſich ſelbſt noch nicht zugeben, daß ſie verloren ſei. Einmal vielleicht, dachte er, würde ſie wiederkommen. Und mehr, als wie er ſich bis dahin behelfen ſolle, dachte er daran, wie er ſie dann aufnehmen werde. Und wieder war kein Groll dabei.

Nach einer Weile begann er an ein paar Alltagspflichten zu gehen. Es lag Staub auf den Möbeln. Er wiſchte ihn mit einem Tuche fort. Er begab ſich in die Küche und machte Feuer an. Es wurde ja auch wieder Eſſenszeit.

Die Sonne verſank.

In der Nacht begann ein Regenrauſchen.

Magnus Im Ebnet ſchlief in den Alltag, in das Leben ſeiner Einſamkeit hinüber.

Da er nicht müßig war, ertrug er es. Und

immer half die Freude an der Natur und Freiheit, an all den kleinen Wundern des Tages ihm über viel Heimweh hin. Er sah die Blätter von den Bäumen rieseln oder im Herbstwind davonwirbeln, sah die Bauern die reiche Herbsternte sammeln, sah die gelben und roten Astern und die Dahlien im Garten leuchten. Dann kamen die Stürme und rüttelten am Haus, und er fragte sich, ob sie Lukretia erreichten draußen in der Welt und ob sie sie zausten, und wenn ihm die Sterne ins Fenster schauten, fragte er sich, ob sie schliefe in dieser hellen, blitzenden Nacht.

Auch an die Berta dachte er und an die Schwester. Ob sie wohl wüßten, daß er nun wieder einsam war, und was sie wohl von ihm denken würden. Daß die Schwester nicht schrieb, das war er nun schon gewöhnt. Der Berta hätte er selber Nachricht geben sollen, doch der Gedanke hemmte ihn, daß er von Lukretia erzählen müßte, und er tat es nicht gern. Er hätte Dinge sagen müssen, die zu sehr in die Tiefe gingen, und es war ihm schwer, sich aufzutun. Selbst — der Berta gegenüber. Aber er wunderte sich, was ihr in der langen Zeit nun wieder geschehen sein möge. War sie noch immer zu Hause? Dachte sie noch an ihn oder war inzwischen die Zeit gekommen, da ihre Liebe reif geworden und sie die Gedanken anderswo hatte?

Das schlechte Wetter hatte die Herbstarbeiten

derer von Altingen ſtark verzögert. Zum Überfluß wurde gerade um dieſe Zeit eine Anzahl Jungburſchen zum Militärdienſt einberufen, und die Arbeitskräfte wurden knapp. Das war ſchuld daran, daß einer der Bauern in ſeiner Not und auf der Suche nach Werkhilfe auch bei Magnus vorſprach: ob er nicht auf ein paar Taglöhne bei ihm einſtehen möchte.

Die Not mußte hoch ſteigen, bis einer den Schritt tat; denn die Altinger hatten wie andere brave Leute den Einſamen vom „Bächli“ um den letzten guten Faden geredet: Der wüßte ſchon, warum er nicht unter die Leute gehe. Wenn einer eben eine Untat auf dem Gewiſſen und faſt lebenslange Zuchthausſtrafe auf dem Rücken habe, brauche man die Urſache für ſeine Scheu nicht weit zu ſuchen. Das mit der Frau zeige auch, weſſen Geiſtes Kind er ſei. Nur ſo einer könne eben ſo eine bei ſich aufnehmen. Wer wiſſe übrigens, was vorgegangen ſei in dem unheimlichen Hauſe!

Wenn es aber dem Bauern um Ernte und Geldſack geht, beißt er auf Stein. Darum überwand ſich einer und kam zu Magnus.

Dieſer ſagte ja.

Die Altinger ſtießen ſich an. Die einen verſpotteten den Mitbürger, der bei Magnus den Schritt gewagt, die anderen kanzelten ihn ab.

Aber auf deſſen Kartoffelfeld ſchlug ein ſtiller Mann ſeine Hacke ins Erdreich. Er tat niemand

etwas zuleide, mit einer demütigen und doch nicht würdelosen Freundlichkeit grüßte er jeden ihm Begegnenden zuerst. Er war nicht anspruchsvoll wie die anderen Taglöhner, auch nicht bereit, auf den ersten Feierabendglockenschlag sein Geräte fortzuwerfen, sondern immer noch willig, mit einer Feldecke aufzuräumen, damit die Arbeit nicht auf morgen verschoben werde. Er sah auch in der Nähe nicht wie ein Übeltäter, sondern eher wie ein aus großer Leidenszeit kommender Mensch aus, der einem aber nichts vorjammerte, sondern nur etwa in seinem Gesicht einen Ausdruck trug, wie wenn er sagen wollte: Ihr wißt doch alle nicht, was das Leben ist.

Vom Felde des ersten hinweg, stellte den Magnus Im Ebnet ein zweiter Bauer an. Dann mühten sich gleich drei auf einmal um seine Dienste.

Die Frauen, die die Mildherzigeren, aber auch die Neugierigeren waren, knüpften zuerst dann und wann ein Gespräch mit ihm an, das nicht nur ein knappes Wort vom Tagwerk war. Eine, der es an Frechheit nicht fehlte, holte ihn über seine Frau aus. Als er aber den Anlaß so gar nicht benutzte, um über das Unrecht, das ihm von Lukretia geschehen war, zu schimpfen, sondern alle weiteren Fragen mit dem Worte abschnitt: „Sie ist jung und lebensfroh. Man muß es ihr gönnen und wünschen, daß es ihr gut geht," da ging diese Rede

um. Alle wußten freilich nicht damit etwas anzufangen, allein manche fanden, das zeige einerſeits, daß die Frau wirklich und vielleicht ſogar mit ſeinem Einverſtändnis fort ſei, andererſeits ſei es ein gutes, wackeres Wort.

Die Stimmung der Altinger ſchlug merkwürdig zugunſten Im Ebnets um, obgleich immer noch reichlich viele unter ihnen blieben, die dafür ſorgten, daß ſeine Vergangenheit und Schuld nicht vergeſſen wurde. Ein Brücklein entſtand aber zwiſchen Dorf und Bächligut beſonders durch die Kinder. Bei ſeinen Arbeiten hatte nämlich Magnus auch ein Geſchwiſterpaar kennen gelernt, einen etwa zehnjährigen Buben, den Hansli Tobler, und ſein Schweſterchen, die Nanni, jener ein Schwarzköpflein mit einem Sommerſproſſengeſicht, aber klugen, dunkeln Augen, dieſe braun und glatt von Wangen, Schläfen und Stirn von weichen, braunen Locken umſpielt und mit großen, braunen Guckern. Er hatte den zwei zutraulichen kleinen Menſchenweſen aus Holz Spielzeug geſchnitzt und ihnen erzählt, daß er zu Hauſe noch hübſchere Sachen machen könne, und nun tauchten ſie eines Sonntags bei ihm auf, ſtrichen zuerſt verlegen ums Haus, taten, als ſie ihn heraustreten ſahen, dergleichen, als ob ſie weitergehen wollten, kamen dann aber gerne genug herein, als er ſie einlud, näherzutreten. Er führte ſie in die Kammer, die er ſich zu einer Werkſtatt eingerichtet hatte, wie

es einſt ſeine Zelle geweſen war, zeigte ihnen ſein Schnitzhandwerkszeug und ſeine Zeichnungen und ließ ſie zuſehen, wie er aus Holz ihnen einen Hampelmann ſchnitt. Die Kinder trugen die Nachricht von ſeiner Geſchicklichkeit und Zutraulichkeit unter die Geſpielen. Die Neugier, die ſie ſelber hergetrieben hatte, begann ſich wie etwa die Maſern oder ein anderes Kinderübel von einem zum anderen zu vererben, und es dauerte nicht lange, bis Magnus einen ordentlichen Zulauf von Altinger Jugend hatte. Beide Teile hatten Vorteil davon, er, weil unmerklich ſeine Einſamkeit durchbrochen und ſein Heimweh abgelenkt wurde, die Kinder, weil er ihnen zu einer Art Lehrer oder Seelſorger wurde. Er hatte es nirgends lernen können, mit Kindern umzugehen, aber da der Grund ſeiner Natur Güte war, ergab ſich alles aus ſich ſelber. Er fand die Verſchloſſenen heraus und die, die daheim keine rechte Wurzel hatten, die Scheuen zog er zu ſich, daß ſie es gar nicht merkten, wie vertraut ſie wurden, und kein Armes oder Zerlumptes oder Unreines ſetzte er hinter den Hablichen und Hübſchen und Sauberen zurück. Die Eltern merkten auf. „Der Kindernarr," redeten ſie. Aber einige rühmten ihn. Mit der Zeit verlautete, daß er, deſſen Mittel zwar nicht groß, aber doch über ſeine eigenen Bedürfniſſe waren, durch Vermittlung der Kinder auch dem und jenem Erwachſenen etwas Gutes getan. Man wußte nicht

recht das Was oder Wie — denn er tat es im geheimen — aber es ging so um, daß zwei Schuldenleute nicht umsonst bei ihm angeklopft hätten. Es kam auch der Tag, da der ehrwürdige alte Geistliche von Altingen, unter dessen Kanzel Magnus jetzt jeden Sonntag saß, ihm den ersten und damit nicht den letzten Besuch machte und mit ihm vieles über sein Leben sprach. Und dieser Pfarrer verließ ihn wieder mit einem merkwürdig feierlichen und wie erstaunten Gruß, als habe er eben einen Grund betreten, auf dem er unerwartete Ernte gefunden.

Vierzehntes Kapitel

Ein Jahr war Lukretia nun fort. Ein Jahr lang schon saß Magnus Im Ebnet am Fenster und schaute die Straße entlang, auf der so viele Pilger kamen und gingen, die Entflohene aber noch keinen Rückweg gefunden hatte. So lange schon fehlte sie ihm wie ein Stück seines eigenen Lebens und trug er einen Hunger nach ihr in sich herum. Die Hoffnung aber gab er nicht auf.

Er hatte weiter nach ihr geforscht, indem er ein paar Bekannten in der Stadt Auftrag gegeben, sich etwa nach ihr umzusehen, war auch selber im Sommer noch einmal dort gewesen, ohne eine Spur zu finden, freilich wiederum die Öffentlichkeit, die ihm hätte helfen können, meidend um ihretwillen wie aus eigener Scheu.

Sein Leben war indessen nicht der Trauer, sondern der Arbeit hingegeben, und immer noch riß der Verkehr mit denen von Altingen ihn aus allzuvielem Grübeln. Das Blatt hatte sich gewendet. Er brauchte nicht jenen nachzulaufen, sondern diese suchten ihn, jetzt als Taglöhner, jetzt zur Hilfe da und dort, ja selbst nur, wie etwa der Weißkopf,

der Pfarrer, zur Gesellschaft, weil sein Wesen ihnen gefiel.

Nach diesem Jahr kam ein Brief von der Berta, die lange nicht mehr geschrieben und der er nur zu Neujahr eine kleine Arbeit seines geschickten Messers, ein Strickzeugkörbchen, geschickt, welche Gabe sie durch ihr Bild und einen kurzen Gruß erwidert hatte. Auch der neue Brief war nicht lang, und seine Kürze sprach für seine Hast.

„Ihre Schwester ist krank," schrieb das blonde Mädchen. „Sie ist sehr krank. Ich fürchte, daß sie sterben wird. Sie verlangt nicht nach Ihnen, aber manchmal scheint mir, als beunruhige es sie, daß sie Sie nicht gerufen hat oder rufen kann, und ich meine, daß Ihr Kommen ihr vielleicht eine Erleichterung wäre. Entscheiden Sie selbst, Herr Magnus, ob Sie kommen wollen."

Magnus las, stand auf, legte gute Kleider an und ein paar Habseligkeiten in eine Reisetasche. Dann schloß er seine Stube und sein Haus und machte sich auf den Weg.

Er erreichte Gerikon auf von Regen aufgeweichter, schmutziger Straße. In den Bergen schneite es. Auch im Flachland ging ein rauher Wind. Auf den Feldern saßen viele Krähen und flogen kreischend vor dem Wanderer auf.

Als er das Haus der Schwester erblickte, wurde ihm eng auf der Brust. Wie seltsam und schmerzlich es war, daß in dem Hause dort der letzte Mensch,

der nach Recht und Blutsgesetz zu ihm gehörte, im Sterben lag!

Er näherte sich langsam und fast auf den Zehen gehend, als könnte er so fern schon die Kranke stören.

Niemand war um den Weg.

Er öffnete die Haustür, da er die des Ladens geschlossen fand, und trat in den Flur und in Elisens Wohnung.

Dort kam ihm die Berta entgegen. Sie mußte gleichzeitig mit ihm und aus dem Wohnzimmer der Schwester kommend in den Flur getreten sein. Überrascht von seinem Anblick, fuhr sie ein wenig zurück. Dann sprach sie leise: „Sie finden sie noch am Leben, allein es geht zu Ende."

Dabei reichte sie ihm die kräftige Hand.

Ihr Körper schien noch ein wenig eckiger geworden zu sein, auch war ihrem Gesicht etwas vom Reiz der frühen Jugend verloren gegangen, aber ihre Augen leuchteten mutiger und heller denn je, und trotzdem der Flur dunkel war, schimmerte das reiche, hellblonde Zopfwerk ihres Haares.

Sie nahm ihm Hut und Tasche ab und brachte beides beiseite. Offenbar hatte sie ganz das Regiment in Elisens Räumen übernommen.

Dann hieß sie ihn, Wort und Schritt noch mehr dämpfend, eintreten, indem sie ihm zuflüsterte, sie habe Elise von der Möglichkeit seines Kommens verständigt. Sie selbst öffnete ihm die Tür.

Am Fenster vorn stand ein Lehnstuhl, in welchen

Kissen getürmt waren. Auf dem Tische hatten eine Spirituslampe und allerlei Arzneizeug Platz gefunden.

Die Berta ging zum Stuhl, drehte sich um und winkte Schweigen. Die Kranke schlief.

Magnus wunderte sich, sie außer Bett zu finden, aber die Berta flüsterte: „Sie kann schon lange nicht mehr liegen, sie findet den Atem nicht.“

Magnus setzte sich ans Fenster. So konnte er die Schwester betrachten.

Und so betrachtete die Berta ihn. Er war älter geworden, dachte sie; aber es kam ihr vor, als seien sie gar nicht getrennt gewesen. Es tat ihr wohl, ihn so vor sich zu sehen. Es war ihr, als sei gar keine Zeit seit ihrer vertrauten Freundschaft vergangen. Als ihr in Erinnerung trat, daß er verheiratet war, blieb ihr die Gestalt derjenigen, die zwischen ihnen beiden stand, ganz fern. Sie fühlte nur, daß der da vor ihr noch immer derselbe sein müsse, vor dem sie einst eine große Achtung gehegt.

Aber Magnus sah nur die Schwester an.

Ihre Lider verdeckten die Augen. Sie zuckten, während Elise mühsam atmete. Die Stirn fuhr manchmal über der Nase blitzartig zusammen; Elisens Schlaf war so unruhig wie ihr Atem schwer. Gesicht und Hände hatten eine gelbe, faltige Haut. Jenes war in der Krankheit klein und mager geworden, aber wie Kohlenstriche lagen die schwarzen Brauen und die Haare der Oberlippe darauf. Auch

das Haupthaar war noch schwarz, aber dünn und hart an den Kopf gekämmt.

Jetzt regte sich die Kranke. Dann öffnete sie die Augen und sah wirr nach dem Fenster.

„Jungfer Im Ebnet," sprach die Berta, die auf der Wacht war, sie an.

Da fiel Elisens Blick auf den Bruder. Sie schluckte, zog die Hand über die Stuhllehne und sperrte die Augen groß auf.

Er spürte, wie ihre Gedanken einen langen Weg machten, um zu ihm zu kommen.

„So," sagte sie. Vielleicht meinte sie viel damit. Es blieb lange das einzige Wort. Aber die strenge Oberlippe legte sich nun so fest mit der unteren zusammen, daß sie ein hohles Schälchen bildete.

„Wie geht es dir?" fragte Magnus.

Sie saßen steif und fremd einander gegenüber.

Aber Magnus hätte gern der Kranken Hand genommen, ihn hinderte nur das alte Widerstreben, mehr von ihr zu fordern, als sie ihm zubilligte.

Die Berta bedeutete ihm, daß sie nach oben gehen wolle, und entfernte sich.

Es war furchtbar still, als sie hinaus war. Nur der h[illegible] ruckweise Atem Elisens durchbrach das Sch[illegible]

[illegible]e," sprach sie dann.

[illegible] machte eine Bewegung, wie um ihr [illegible]echen.

„Ja, ja, ich sterbe," beharrte sie in eigenwilligem Ton. Dann drehte sie den Kopf, konnte aber nicht über die Kissen hinaussehen. „Ist sie hinaus?" fragte sie.

Magnus nickte. Er stand auf. Vielleicht, so meinte er, müßte er ihr etwas helfen, aber sie wies ihn unwirsch auf seinen Stuhl zurück.

„Deine Frau ist dir durchgegangen," fuhr sie fort. „Du bist jetzt wieder allein."

Vielleicht war es eine Frage, vielleicht auch nur eine ihr zur Genugtuung gereichende Feststellung.

Dennoch bewegte ihr Reden Magnus seltsam und löste in seinem Innern eine Weichheit aus.

„Wir sind jetzt wieder beide allein," setzte sie das merkwürdige Gespräch weiter, zu dem sie allein die Sätze wie trockene, hölzerne Grenzpflöcke hinpflanzte.

„Wie vorher."

„Wir sind lange und viel allein gewesen."

Magnus senkte den Kopf. Das traf ihn wie Vorwurf. Er war schuld an ihrer Einsamkeit. Er hatte es nie so wie jetzt empfunden, daß sie sie fühlte. Eine fast schauerliche Gier nach etwas, was ihr lebenslang versagt geblieben war, sprach jetzt aus ihr.

„Und doch haben wir einander nichts gegeben," sprach sie weiter.

Sie rechnete wohl mit sich selber so gut wie mit ihm ab; aber über ihre Züge zuckten Groll, Haß, Bitterkeit wie Blitze, die einander folgen.

Auf einmal schien sie zu erschrecken. Sie fuhr mit beiden Händen nach dem Halse. Einer ihrer Erstickungsanfälle befiel sie.

Magnus trat zu ihr.

Sie winkte nach dem Fenster, und er verstand, daß er es öffnen sollte. Er riß beide Flügel auf und trat zu ihr zurück.

Sie rang nach Luft. Ihr ganzer Körper wurde von einem Keuchen erschüttert.

Magnus nahm Elisens Hand in seine Rechte und stützte mit der Linken ihren Rücken. Da fühlte er, wie ihre schweißkalten Finger die seinen umschlossen. Sie klammerten sich an ihn. Eine lange Weile dauerte der Kampf. Endlich verebbte das Pfeifen und Stoßen des Atems. Endlich ließ die Steifheit des erstarrten Körpers nach. Auch die Züge milderten sich ein wenig und wurden ruhig.

Nun schaute die Elise wieder geradeaus. Die Hand des Magnus hielt sie noch immer.

„Sitzen," sagte sie, aber sie ließ ihn nicht los.

Mit dem Fuß zog er seinen Stuhl zu sich her und ließ sich nieder.

Elise suchte seine Augen. Sie dachte an den Anfall, der eben vorübergegangen war. Sie wurde wohl daran erinnert, daß sie das nicht noch manchmal aushalten werde. Oder war es ein Gedanke an das Gespräch von vorhin: Wir haben einander nichts gegeben. Ihr Blick war dunkel. Es konnte viel darin liegen. Und immer hielt sie die Hand Magnus' fest.

Er ſah alles wie ſie: Daß es mit ihr zu Ende ging. Die Verlaſſenheit, in welcher ſie beide auf der Welt ſtanden. Wie ſie zuſammengehört hätten und einander nicht finden konnten. Und er dachte an ſeine Jugend, ſeine Tat und ſeine Schuld an der Schweſter. Ihr Leid und ihre Liebe, ihre Reue und ihre Ahnung des nahen großen Abſchieds, alles ſtrömte aus ihren Seelen in den langen Blick, den ſie aufeinander gerichtet hielten.

Plötzlich ſank dem alten Mädchen der häßliche Kopf auf die Bruſt.

„Bruder!“ ſchluchzte ſie.

Es arbeitete in Magnus' Zügen. Auch ihm kamen Tränen, nur waren ſie ruhiger, beherrſchter.

Die Hände verbunden und doch noch immer einander fern, unfähig, die Herbheit einerſeits und die Scheu andererſeits völlig abzuſtreifen, ſaßen ſie und weinten über das, was in ihrem Leben nicht mehr gutzumachen war.

Die blonde Berta, als ſie ſpäter wiederkam, fand ſie gefaßter, in einem ſpärlichen Geſpräch begriffen.

Eliſe redete von ihren Habſeligkeiten: „Ich laſſe alles dir, Bruder. Wem ſollte ich es ſonſt laſſen?“

Es tönte nicht gütig; das Bedauern, daß ſie es niemand ſonſt laſſen konnte, klang unverhüllt hindurch.

Gegen die Nacht hin wurde der Zuſtand der Kranken ſchlimmer, die Erſtickungsanfälle folgten ſich raſch. Die Gemeindeſchreiberin kam nach ihr

sehen und nickte Magnus dabei nur zu, als ob er der Stuhl sei, auf dem er saß. Schultheß dagegen, der auch sich erkundigen kam, gab ihm die Hand und war freundschaftlich, fast unterwürfig; er dachte an das Geld, das Im Ebnet hatte und noch bekam.

Die Berta blieb bei Elise, da der herbeigerufene Arzt bestätigte, daß das Ende nicht fern sei. Sie und Magnus sahen das mühsame Ringen und die letzten Augenblicke mit an und taten, was sie konnten. Der Kampf war lang, schwer und laut. Dann ging er vorüber und machte einer großen Stille Platz. Die Elise Im Ebnet war tot.

Magnus drückte die Lider mit den schwarzen Wimpern zu. Dann legten sie sie, die so lange nicht mehr hatte liegen können, zu Bett. Die Berta band ihr eine weiße Haube um, und nun lag sie in den Kissen mit einem kleinen, wachsgelben Gesicht. Die Züge waren spitz, schmal saßen die Lippen aufeinander, aber es war doch, als hätte sie sie mit einem Seufzer der Erlösung geschlossen.

Am Ende gab es für die zwei Pfleger nichts mehr zu tun. Sie spürten die lautlose Stille der Nacht und der Stube. Sie standen am Bett und sahen die herbe, schweigsame Tote an. Die Lampe gab wenig Licht. Vor den Fenstern war eine grausame und undurchdringliche Dunkelheit. Ein paar langsame Regentropfen fielen, oder

dann ließ eine Dachtraufe ihr lang unterbrochenes Tack—tack hören.

Das war der einzige Laut, den die Nacht hatte.

„Sie müssen sich jetzt niederlegen," sagte Magnus leise zu Berta.

Sie sprach ein paar schickliche Worte des Beileids und gab ihm die Hand. Dann ging sie.

Sie hatten aber beide das Gefühl, daß sie lieber den Rest der Nacht beieinander gesessen hätten und daß ohne Worte die Zeit ihnen nicht lang geworden, sondern wie etwa eine tröstliche Andacht gewesen wäre.

Am anderen Tage erledigte Magnus die Pflichten, die ihm der Todesfall auferlegte. Die Berta sah er nur flüchtig. Es gingen mehr andere Leute an ihm vorbei, und er konnte wieder zwischen denen von Gerikon Spießruten laufen.

Am zweiten Tage schritt er neben dem Gemeindeschreiber hinter dem Sarge der Schwester. Die von Gerikon gafften. Einige grüßten. Zwei, drei, die wußten, wie hablich er war, richteten nach der Gräbt sogar ein paar Worte an ihn. Andere wieder drehten sich ab, wenn er sie ansah; die waren noch immer viel besser als er.

Er ging nach Hause, von Schultheß geleitet, der redend und erzählend ihn zu keiner Selbstbesinnung kommen ließ. Aber in der Wohnung der Schwester blieb er eine Weile sich selbst überlassen. Da kamen die Gedanken und sprachen mit ihm.

Die ersten waren bei der Toten. Er meinte in jeder Stube, die er betrat, die Schwester antreffen zu müssen. Es tat ihm weh, daß sie nicht mehr da war, und doch empfand er es wie eine Wohltat, daß das Leben der Enttäuschung, das sie geführt, nicht mehr dauerte.

Andere Gedanken gingen hinaus, weit hinaus: Wo war Lukretia? Wenn sie jetzt heimkäme, jetzt gerade, da er fort war?! Es befiel ihn eine Unruhe.

Und wieder andere Gedanken galten der Berta. Er spürte erst jetzt, was sie der kranken Schwester alles getan hatte und gewesen war. Erst jetzt kam ihm eigentlich zum Bewußtsein, welch eine ruhige, kluge und furchtlose Pflegerin sie gewesen war. Und der Wert ihrer Persönlichkeit wurde ihm deutlicher als je. Die Unruhe in ihm ließ nach. Hätte er hierbleiben können! Es müßte etwas Großes sein, nur die Augen und das Herz an dem hellen und starken Mädchen zu weiden.

Dann galt es, weitere Pflichten zu erfüllen. Er mußte sich klar werden, was mit Elisens Hinterlassenschaft zu geschehen habe. Er sprach mit dem Gemeindeschreiber, bestimmte die Verwendung der Einrichtung für Wohltätigkeitszwecke, ließ Bargeld, das da war, Armen zuweisen. Für das Ladengeschäft der Verstorbenen war ein Käufer da, mit dem verhandelt werden mußte. Magnus selbst kamen Wertpapiere zu, die seinen Besitz

weſentlich vergrößerten. Er packte ſie ohne Freude zuſammen, dachte nur, wie er ihr Erträgnis dem und jenem in Altingen, der es not hatte, zuwenden wolle.

Die Berta half ihm am dritten Tage beim Ordnen einiger Dinge, die er mitzunehmen gedachte. Sie waren wieder in der Wohnſtube beiſammen, und der Tag ſchien zu ihnen herein, der blaue Tag, der Licht und Wärme gab. Als das für die Wiederabreiſe Nötige beſorgt war, ſetzten ſie ſich. Es war die erſte Stunde, in der ihre Gedanken nicht auf anderes abgelenkt wurden, ſondern ſie Muße fanden, ſich mit ſich ſelber zu beſchäftigen. Sie konnten nicht in der Geſchäftigkeit des Einpackens gleich Abſchied nehmen, ſondern fühlten jedes, daß ſie außer über die Tote noch über nichts geſprochen hatten, was ihr Inneres bewegte. Dort ſtand noch der Lehnſtuhl, in welchem die Eliſe geſtorben war. Sie aber ſaßen dicht am Fenſter, und Bertas Haar bekam von der Sonne eine wunderſame Heiterkeit.

„Jetzt werden wir uns lange nicht mehr ſehen, vielleicht nie mehr," begann das Mädchen das Geſpräch. Sie war immer diejenige, die zuerſt das Schweigen überwinden mußte.

„Glauben Sie?" fragte Magnus.

Sie erwiderte: „Sie kommen doch wohl nicht mehr nach Gerikon."

„Führt Sie der Weg nicht einmal an meinem

kleinen Gute vorbei?" fragte er. „Die Straße iſt viel begangen."

Sie antwortete: „Das wird nicht ſo leicht geſchehen. Ich bin hier feſtgewachſen, habe jetzt ſo meine Arbeit, Sie wiſſen, ich helfe in der Schule, erteile den Kindern Handarbeitsunterricht, unterſtütze auch den Pfarrer bei der Armenpflege."

„Sie denken immer noch wie früher zuerſt an andere, nicht an ſich. — Werden — Sie ſich denn nicht verheiraten?"

Der aufrichtige Wunſch, ſie glücklich zu ſehen, ließ ihn ſo fragen. So wenig hatte er ſelbſt je eine Hoffnung auf ſie in ſich getragen oder aufkommen laſſen, daß er ſich wunderte, warum ſie noch immer allein war.

Sie ſchaute ein wenig zur Seite, erhob aber dann die Augen zu ihm. „Ich habe mich nicht entſchließen können," gab ſie ihm ohne Verlegenheit noch Ziererei Beſcheid. „Gelegenheit hatte ich wohl, aber — ich bin vielleicht zu anſpruchsvoll. Ich konnte keinem ja ſagen, obſchon mir eine ſorgenfreie Zukunft geboten war."

Ihm wurde warm, denn in ihren Augen war ein ſo merkwürdiger Ausdruck, als wollte ſie etwa ſagen: Ich habe dir keine Mitteilung gemacht, und du wirſt doch nicht glauben, daß ich das hinter deinem Rücken täte.

„Der Rechte wird vielleicht noch kommen," ſagte er, nur um etwas zu ſagen.

Sie zuckte die Schulter und ſchaute vor ſich nieder.

Beide ſchwiegen.

Was war das nun ſo befremdlich! Es drängte ſie etwas, als ſollten ſie ſich die Hände geben. Ihre Herzen klopften ſo laut, daß ſie es beinahe hören konnten.

Das Schweigen machte ſie ängſtlich.

Berta wechſelte auf einmal das Geſpräch. „Sie haben — nichts mehr von Ihrer Frau gehört?“ fragte ſie.

„Nichts,“ antwortete er.

Die Frage brachte ſogleich alle ſeine Sinne zu Lukretia zurück. Das Heimweh nach ihr erwachte wieder. Er erzählte eifrig:

„Ich weiß nicht, wie das kommt, aber ich habe die Gewißheit in mir, daß ſie in nicht langer Zeit zurückkommen wird.“

Und nun löſte ſich ſeine Befangenheit in dem weiten, argloſen Vertrauen, das er Berta gegenüber ſtets empfand. Er ſprach ſchnell weiter:

„Ich habe Ihnen noch nicht ſo recht geſchildert, wie die kleine Taube war.“

Er zeichnete hierauf Lukretias Bildnis mit all ihrer Leichtfertigkeit und ihrer Kindiſchheit, ihrer Verderbtheit und ihrer Zutraulichkeit. Er ſagte ihr, wie nichts an jener verwunderlich ſei, wenn man ihre Herkunft, ihre heiße, weltſüchtige Art nicht vergeſſe. Und indem er ihr ſchilderte, wie er

fürchte, daß ſie in der Welt eine gar ſchlimme Zeit haben werde und hoffe, ſie zu tröſten, wenn ſie zerſchlagen zurückkehre, zeigte er, wie ſehr ſeine Liebe zu dem fahrenden Mädchen aus dem Mitleid geboren und aus dem Trieb entſprungen war, für etwas ſorgen, etwas betreuen zu können. Ohne es zu wiſſen, führte er der Schätzung, die Berta für ihn empfand, neue Nahrung zu.

Als ihr Geſpräch endete, reichte ihm das Mädchen die Hand: „Ich wünſche Ihnen recht viel Gutes, Herr Im Ebnet.“

Er gab ihr den Händedruck zurück und war faſt erſtaunt, daß die ihre nicht losließ. Sie aber ging, noch immer ſeine Finger umſpannt haltend, bis an die Tür mit ihm, ſagte: „Leben Sie wohl!“ und trat hinaus.

Er ſtand ganz benommen hinter der Tür.

Bald nachher verließ er Gerikon.

Fünfzehntes Kapitel

Nun ſaß Magnus Im Ebnet wieder auf ſeinem kleinen Gute. Der Beſuch in Gerikon, der Tod der Schweſter — wie weit lag das ſchon zurück! Die Arbeit des Alltags half wieder über Trauer und Heimweh Brücken ſchlagen. Aber ganz ſchwiegen dieſe nicht, ſondern wogten unter den Brücken wie ein Strom, der bald hoch und ſtürmiſch, bald ſtiller fließt. Die Trauer und das Heimweh galten der entflohenen Lukretia ſowohl wie der Schweſter, die ihr einſames Leben beſchloſſen hatte. Und manchmal zogen ſie auch zu einer dritten, und waren dann mehr ein Bedauern, daß ſie ſo weit entfernt war, deren heitere Kraft wohlgetan hätte.

In Altingen wurden der Läſterer und Hoheroß-leute immer weniger. Es war erſtaunlich, welch ein Verkehr auf einmal zwiſchen dem Gut zum Bächli und dem Dorf beſtand. Da liefen die Kinder in ihren Freiſtunden dem Im Ebnet unter die Werkſtattür oder in den Garten nach. Sie ſtanden manchmal in ganzen Grüpplein beiſammen und ſchauten dem arbeitſamen Mann zu, wie er Schnitzmeſſer oder Hobel, Schaufel oder Hacke handhabte.

Sie warteten geduldig, bis er etwa aufschaute und sie ansprach; denn daß er für jedes von ihnen von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort hatte, wußten sie sicher und gingen auch nie fort, ohne daß er ihnen etwa einen Apfel oder sonst etwas Leckeres zugesteckt oder ihnen ein Vogelnest, das Treiben eines Ameisenhaufens, eine eigene Arbeit oder sonst irgendeine kleine Merkwürdigkeit gezeigt hatte. Der Hansli Tobler und sein Schwesterchen waren in der Freundschaft schon so weit, daß sie manchmal an Magnus' Tisch essen durften. Er bereitete wunderbare Suppen und Breie und sparte an diesen mit Zucker nicht, wenn er Leckermäuler zu Gaste hatte. Heute stand ein Mädchen mit verweinten Augen vor ihm und erzählte nach anfänglichem Widerstreben, daß die Mutter krank liege und der Vater schimpfe, weil das Geld nirgends hinreiche. Morgen war der Mann vom Bächli zu Besuch bei den Bedrängten und ließ beim Wiederweggang eine kleine Summe zurück, die für ein paar Wochen über die Sorgen half. Diesen Tag kam ein Schuldenbauer und klagte, daß ihm eine Gült aufgekündet sei und er das Geld nicht zu finden vermöge, und weil Magnus ihn als ehrlich kannte, übernahm er die Schuldschrift.

Aber nicht nur um Geld kamen die von Altingen. Sonst würden des einsamen Mannes Mittel nicht ausgereicht haben. Erstaunlicher war, daß sie um Rat kamen. Das Vertrauen ist ein

ſeltſames Pflänzlein, oft will und will es nicht wachſen, oft wird es ein Baum und treibt, als ob der Boden Zauberkraft hätte. Die Altinger behaupteten eines Tages, keiner verſtehe das Gartengemüſe ſo gut wie Magnus Im Ebnet. Die Altinger behaupteten eines zweiten Tages, keines Schreiners Arbeit halte ſo feſt wie die, die Im Ebnet geleimt hatte. Er wurde vom Schnitzer zum Tiſchler, vom Zeitvertreibarbeiter zum eigentlichen Handwerksmann. Die Zahl ſeiner Kunden nahm immer zu; denn was er ſchaffte, war billig, und wer eine Arbeit abholte, bekam ein Wort oder einen Gruß oder ein leiſes Lachen mit auf den Weg, daß davon eine Wärme im Herzen zurückblieb.

Wie manchen Abend ſaß doch der weißhaarige Pfarrer bei dem hageren Im Ebnet.

„Mit Euch kann man reden," ſagte er zu ihm, und ſie ſprachen, geruhſam die Arme auf den Tiſch gelegt, der eine an dieſem, der andere an jenem Ende ſitzend, von den Leuten im Dorf, nicht wie alte und junge Ratſchweiber, ſondern wie zwei Seelſorger und Seelenkundige, warum es in der Ehe des Hanſen nicht ging und warum des Fritzen junge, heiße Tochter nicht ehrbar bleiben konnte. Aber der Pfarrer war mehr der Anreger des Geſprächs, der, der fragte oder werweißte, und Magnus Im Ebnet war der, der es beſann und langſam, langſam aus ſich ſelbſt heraus Erklärungen holte. Etwa, daß Ehen die großen Geduldprüfungen

des Lebens und Segen erſt dann ſeien, wenn zwei Menſchen ſich der Welt entwöhnt hätten. Oder daß junge Liebe das Gewächs ſei, das am meiſten Hüterſchaft brauche, damit es nicht wuchern könne oder vom böſen Wurmzeug der fleiſchlichen Triebe zerfreſſen werde.

Wenn aber der Pfarrer manchmal einen roten Kopf bekam und wider den wachſenden Unglauben, die Weltſucht und die Unaufrichtigkeit der Menſchen polterte, war es Magnus, der ruhig blieb und nicht gelten laſſen wollte, daß das anders und ſchlimmer ſei als früher, daß vielmehr Menſch der Name für alle Unvollkommenheit ſei und immer geweſen ſei. Der Grund aller Herzen ſei gut, aber jeder Tag ſtreue Böſes hinein, und es bleibe ein Wunder, wenn das Gute nicht erſticke. Wunder geſchehen aber noch; denn es werde mancher gut aus Übermaß des Leidens oder Macht der Freude, aus plötzlichem Schreck vor der eigenen Verworfenheit oder durch Erkenntnis des Heiligen und Höchſten, finde er es nun in einem Gott, einem Erlöſer oder nur in den unergründlichen Geheimniſſen der waltenden Natur.

Sie ſprachen aber auch von Magnus' eigenen Schickſalen. Dieſer kam gern auf die Schuld, die er nicht von ſich zu löſen vermochte, weil der nicht mehr lebte, an dem er hätte gutmachen können, und auf die Freude, daß er die Welt noch ſchauen durfte, obgleich er zu Recht hätte aus

ihr ausgeſchloſſen bleiben können. Dann redeten ſie von Lukretia.

Während aber bei den ſonſtigen Geſprächen Magnus Im Ebnets Züge ihre große Ruhe bewahrten und er friedlich in ſeinem Stuhle ſaß, überfiel ihn beim Gedanken an die kleine Taube ein zitternd ausſpürendes Weſen, als hätte er unendlich mühſam und lange ein Verlangen zurückgehalten und könne nun kaum mehr ſich beherrſchen, daß er nicht verzweifelt die Arme nach der Unerreichbaren ausſtreckte. In ſeinem Blick loderte ganz verborgen etwas von dem Fieber, das während der viele Jahre langen Haft in ſeinen Augen geweſen war, Hoffnung und Hunger zugleich, daß etwas ſich ändern möchte. Und immer ſprach er: „Ich weiß, daß ſie wiederkommt."

Der Weißkopf ihm gegenüber aber ſchüttelte das bleiche, lange Haar und erwiderte: „Macht Euch nichts vor, Im Ebnet. So etwas taucht im Getriebe unter. Wenn nicht ein beſonderer Zufall eine Wendung bringt, ſo geht es mit dergleichen Leuten in alle Tiefen hinab."

Und doch war es Magnus, der recht behielt.

Novembertage kamen einmal. Es ſtürmte und regnete, die gelben Matten dampften vor Feuchtigkeit. An den Abenden brachen Nebel ins Hochtal und ſetzten ſich wie rieſige Geſpenſter an den Hügeln und über Sumpftümpeln feſt. Dabei wuchs die Kälte. Der Regen verwandelte ſich in Schnee,

der zuerſt keinen Boden fand, in Tauſenden von Flocken zerging, dann als ſulzige Maſſe in den Straßen lag und endlich doch die Näſſe beſiegte und in einer Nacht und einem Tag fußhoch ſich über das Land hin breitete. Dann brach die Sonne hervor. Sie leckte an Im Ebnets Dach. Der Schnee zerging. Die Traufe tropfte. Auf der Straße zogen die Wagen tiefe Gleiſe, die raſch zu Waſſerbächen wurden. Die Schuhe der Wanderer ſtampften tiefe Spuren, und als die Sonne ſich wieder unter Nebeln verlor, war die Straße ein Moraſt, und wer des Weges kam, der ſchritt mühſam aus; denn Schnee und Kot hingen ſich ihm wie Gewichte an die Schuhe.

Es war ſchon nahe an Dämmerung, als an dem einen Ende, wo die Straße vom Tal herauf die Hochebene erklomm, noch einmal ein menſchliches Weſen auftauchte. Hätte einer von ferne zugeſehen, wieviel Zeit es brauchte, ehe ein Federhut und dann ein Kopf und dann Schultern und endlich ein junges Weibsbild ſich bis zur vollen Sichtbarkeit auf die Straßenhöhe heraufgearbeitet hatten, er würde ſich gewundert haben, was der Ankommenden ſei. Bei näherem Zuſehen jedoch wäre ſein Staunen noch mehr gewachſen. Die Feder auf dem Hute war geknickt, dieſer ſelbſt ſah aus, als hätte er im Staube vieler Stubenecken gelegen. Ein dünnes Fähnlein von einem neumodiſchen, aber vielgetragenen, vernachläſſigten Kleide hing

an abgemagerten Gliedern. Die Füße ſtaken in Halbſchuhen, die krummgetreten und durch die Näſſe der Straße aufgeweicht waren. In den ſchmalen, blauweiß ſchimmernden Händen trug die Perſon eine alte Handtaſche und einen Schirm, der einſt beſſere Tage geſehen hatte, jetzt aber eine der Spannſtangen wie einen gebrochenen Flügel hängen ließ. Das war nicht viel Gepäck, aber die Lukretia Im Ebnet ſchleppte es mit Mühe und Seufzen. Es zog ihr die eine Schulter tief herunter, als ſollte es den müden Körper auseinanderreißen. Die Erſchöpfung und Unluſt, die im Gange der Wandernden lag, war auch im Geſicht ausgeprägt. Einſt war es hübſch geweſen. Jetzt hatte es eine gelbe Farbe, am Munde ſaß ein Zug von faſt an Bosheit ſtreifender Gleichgültigkeit und Weltverachtung. Schatten umgaben die Augen. Im Blicke lag es wie Fieber oder Rauſch. Allmählich aber löſte dieſen Ausdruck eine große, in der Ferne ſuchende Spannung ab. Die Lukretia ſtrebte dem Bächligut zu.

Plötzlich taumelte und patſchte ſie in dem Gepflütſche der Straße einmal her und einmal hin. Sie wußte jetzt nicht, ſollte ſie weitergehen. So hatte ſie beim Antritt der Reiſe hundertmal gezögert, ſo war ſie unterwegs dutzende Male ſtehengeblieben.

Dann ſchlenderte ſie herum, eher gewillt, umzukehren, als dem Ziel vollends zuzuſteuern.

Sie sah jetzt das einsame Haus deutlich vor sich. Endlich stieß ein dumpfer Trieb sie wieder vorwärts. Sie wußte, daß es sonst zu spät wurde, daß die Kräfte nicht mehr ausreichten, weder zu einem zweiten Anlauf noch zu einer Rückkehr.

Lukretia fror. Innerlich vielleicht noch mehr als äußerlich, obwohl ihre Füße durchnäßt waren und ihr Kleid kaum ihrem Körper Schutz bot. Jesus, wie sie fror! Die Zähne schlugen ihr aufeinander. Was würde er sagen? Was würde er sagen? Die Kälte und Nässe waren groß, aber die Angst und die Müdigkeit und die Verzweiflung waren größer; die drei schüttelten sie, daß die Glieder klapperten.

Wieder ein Wegstück. Und wieder eins. Drüben zweigte der Fußpfad nach Altingen ab.

Lukretia hielt noch einmal an. Da konnte sie hinüberfliehen, wenn jetzt Magnus etwa in der Tür auftauchte und herübersah.

Aber am Bächlihaus blieben Tür und Fenster zu. Es kam niemand. Auch niemand, der etwa die letzte Wegstrecke durch einen Ruf oder einen Gruß erleichtert hätte. Und doch rührte sich in Lukretia plötzlich ein leiser Gedanke an eine Möglichkeit. Vielleicht würde doch jemand sagen: „Willkommen!“ Es packte sie so, daß ein Schluchzen in ihr aufstieg.

Damit es sie nicht wieder reue, schleppte sie sich jetzt rascher vorwärts und patschte mit einer

Art Störrigkeit, die weder nach rechts noch nach links ſchaute, dem Hauſe zu. Jetzt kam ſie an den Gartenzaun, ſah die Bank unterm Obſtbaum, hörte ein Klopfen im Hauſe und wußte, daß Magnus daheim war. Noch einmal wollte die Furcht ſie überfallen, aber obgleich ihr der Herzſchlag ſtockte, riß ſie das Gartentörlein auf und taumelte der Haustür zu.

Vielleicht hatte Im Ebnet das Kreiſchen des Türleins gehört; lauſchte er doch, ohne es zu wiſſen, immer nach Schritten, die er längſt erwartete. Er öffnete die Haustür von innen eben, als Lukretia die Hand auf die Klinke legte.

Sie ſtanden und ſchauten einander an, er hager, aber ſehnig im grauen, zertragenen, aber ſauberen Anzug, ſie zerlumpt, fahrig, die Augen geſenkt und die Glieder ſo ſchlaff wie die Fetzen ihres Kleides.

„Du?“ ſagte Magnus. Er faßte nach ihrer einen Hand und dann nach der anderen, und ſo zog er ſie über die Schwelle. Er ließ ſie nicht los. Er zog ſie in die Stube.

Er nahm ihr den Schirm und die Handtaſche ab und löſte ihr den Lotterhut vom Kopf.

Magnus ſprach derweilen allerlei vor ſich hin: „Aber! Aber! Wie du ausſiehſt, kleine Taube! Was mußt du ausgeſtanden haben!“

Er holte einen Stuhl. „Setze dich! Du mußt etwas eſſen,“ ſagte er. Damit drückte er die noch immer Schweigende in den Seſſel.

Aber sie fiel ihm unter den Händen durch und glitt lautlos zu Boden. Sie würde den Kopf aufgeschlagen haben, wenn er nicht rasch zugegriffen hätte. Er sah, wie sie aller Kraft bar war. Darum nahm er sie auf. Es wurde ihm ganz eigen, ganz schwach zumute, als er spürte, wie leicht sie war.

Er trug sie in die Schlafkammer hinauf. Er sah ihre zerfallenden Schuhe, ihre klatschnassen Strümpfe.

„Mein Gott!" sagte er.

Er riß ihr lange unbenutztes Bett auf und legte sie hinein. Als er sie entkleidete, bemerkte er, daß ihr abgemagerter Körper an vielen Stellen die blutunterlaufenen Spuren von Schlägen trug. Seine Hände zitterten vor Mitleid, während er sie besorgte.

Dann lief er nach einer Stärkung. Als er mit warmer Suppe wiederkam, lag sie mit weit aufgeschlagenen Augen. Die waren allein noch von der Lukretia von einst geblieben, grau und groß, größer noch als ehemals. Ohne daß sie den Kopf gewendet hätte, richteten diese Augen jetzt den Blick auf ihn. Was wirst du mit mir tun? fragten sie. Dazu zuckte der Mund wie der eines Kindes, das sich zum Weinen anschickt.

Magnus reichte ihr die Suppe. Sie nahm sie, und da er ihr den Löffel in die Hand gab, aß sie geduldig und gehorsam. Sie dankte ihm auch, aber kaum hörbar.

Er nahm ihr dann den Teller wieder ab und ſtellte ihn beiſeite. Sie ſchien erquickt und ſtreckte die Hand nach ihm aus.

Schon ſaß er auf dem Bett.

Sie rückte an ihn heran. Er fühlte, wie ſie fror.

„Armes, kleines Ding," ſagte er.

Sie weinte.

„Schicke mich nicht fort," bat ſie, während ihr die Tränen über das von Not und Sünde entſtellte Geſicht liefen.

„Wie ſollte ich!" antwortete er und nahm ſie ganz in die Arme.

So ſaßen ſie. Die Nacht kam über ſie. Sie merkten es nicht. Sie ſaßen im Dunkeln, dicht aneinander geſchmiegt.

Lukretia erzählte. Sie tat es nicht in zuſammenhängenden Sätzen, ſondern ſie brauchte Stunden zu einer Beichte, die eigentlich nicht viele Worte hatte. Dinge wurden darin laut wie: „Ich mußte fort damals. Ich konnte nicht über mich ſelber Meiſter werden. Ich mußte wiſſen, wie es draußen war, denn ich war noch nicht gemacht für die Stille hier und für einen Menſchen wie du. Ich war ſo neugierig, ich wollte noch einmal einen finden wie — wie den Paul. Und dann ſind es viele geworden und — und ſie haben mich geſchlagen und hungern laſſen und verhöhnt und verſtoßen und ſchlecht gemacht, immer ſchlechter, bis — bis ich vor mir ſelber geſchaudert habe. Jetzt

bin ich wiedergekommen. Schicke mich nicht fort! Ich habe niemand als dich. Ich werde dir nicht mehr lange zur Last fallen. Ich möchte nur still sein, nichts mehr wissen von all dem, was sie mir getan haben."

Sie kroch in ihn hinein. Sie bettelte mit der Gebärde des Anklammerns fast mehr als mit Worten.

„Still, still," tröstete er. „Natürlich wirst du hier bleiben. Ich habe gewußt, daß du kommen wirst."

Ein Gefühl des Geborgenseins kam allmählich über sie wie damals, als sie aus ihrer ersten Not zu ihm geflohen war. Aber es war noch anders jetzt. Damals hatte sie ihm ihre Jugend und ihre Schönheit mitgebracht. Jetzt besaß sie wohl jene noch, aber sie war gebrochen und diese verloren, sie war ärmer, als sie gewesen war; und sie wußte, daß sie es war.

Magnus staunte nicht. Er hatte längst gewußt, was sie fortgetrieben hatte. Er verwunderte sich auch nicht über das, was ihr geschehen war. Er hatte sich das alles so gedacht. Daß sie von Stufe zu Stufe gehe, daß kein Gedanke an ihn sie halten werde. Und doch erschrak er, als sie ihn jetzt bat: „Gib mir zu trinken, irgend etwas, was mich betäubt. Ich kann nicht mehr sein ohne das. Ich — ich — oh, wie ich mich schäme!"

Sie verbarg ihr Gesicht, während sie so bettelte.

Er gab ihr nicht, was ſie verlangte. Aber er hielt ſie feſt, bis das Zucken ihrer Glieder und ihr Stammeln aufhörte und ſie, vom Schlaf der Erſchöpfung übermannt, auf die Kiſſen ſank.

Lange ſaß er an ihrem Lager und bewachte ihren Schlummer.

Sie warf ſich von einer Seite auf die andere und ſprach im Schlafe und ſchrie manchmal auf. Aber ſie erwachte nicht.

Da tat er noch, was ihm im Haus zu tun blieb, und legte ſich dann zu Bett. Zum erſtenmal hörte er drüben ſeines jungen Weibes Atemzüge wieder. Mit über der Bruſt gefalteten Händen, den eigenen Atem zurückdrängend, lauſchte er. Und dann kam jenes Glücksgefühl wieder über ihn, das vielleicht in ſeiner Seele das mächtigſte war, daß er nicht mehr allein war, daß er wieder etwas zu ſorgen hatte.

Sechzehntes Kapitel

Der Winter, dessen ersten im Wasser zusammensinkenden Schnee Lukretia mit Füßen getreten hatte, blieb im Lande und machte sich zum Herrn. Das Bächlein neben dem Hause fror zu. Eiszapfen hingen sich ans Schindeldach, und an den Fenstern wuchsen Frostblumen. Viele Tage lang brauste der Nordsturm und schlug den Schnee in Wolken über Straßen und Felder. Die Wetterseite des Hauses war weiß beschlagen.

Die Kinder von Altingen kamen jetzt nicht, um Magnus bei der Arbeit zuzusehen. Der Weg war zu schlecht. Es war ein Ereignis, wenn überhaupt ein Mensch über die hochverschneite Straße mühsam irgendeinem Ziele zustrebte.

Aber Magnus fragte nicht nach dem, was draußen ging; er vergaß es ganz. Seine Stuben waren gerade hell genug, daß er kein Licht brauchte. Und sie waren warm genug, daß die Inwohner das Heulen des Windes und der klirrende Frost draußen nicht kümmern mußte.

Magnus Im Ebnet sah nichts und dachte nichts, als was sein Weib betraf.

Sie gewöhnte ſich langſam ein. Sie war ein wenig verloren und ſandte manchmal Blicke hinaus, von denen er nicht ſicher war, ob ſie nicht dem Gedanken abermaliger Flucht entſprangen. Sie griff im Hauſe nicht recht an, als ob ſie nicht mehr wüßte, welche Arbeit ihr zukäme oder ſich nicht getraute, das und jenes anzufaſſen. Er war es, der den Haushalt führte. Sie ſah ihm oft verſtaunt und benommen zu, wie er kochte und kehrte, die Betten machte und alles tat, was Frauenpflicht war. Sie ſelbſt lief ziellos im Hauſe umher, und wenn Magnus plötzlich hinter ihr erſchien, ſchrak ſie zuſammen, als ob ſie auf böſen Wegen ertappt würde und Schläge fürchtete. Sie war wie ein Kind. Wenn ſie nur glaubte, daß Unmut Magnus' Züge verdunkle, weinte ſie, und manchmal fragte ſie Dinge, wie törichte Kinder ſie fragen, weshalb der Schnee ſo weiß ſei oder ob man die Stille hören könne.

Magnus ließ ſie nicht ohne Aufſicht. Er ſuchte ihren wirren Sinn zu lenken und aus der Zerſtreutheit zu retten. Er legte ihr allmählich kleine Handreichungen auf und führte ſie ſo wieder in das ein, was ihr zu tun oblag.

„Jetzt kannſt du mir das helfen," war ſein zweites Wort. „Jetzt wollen wir noch das beſorgen," ſein anderes.

Eines Sonntags nahm er ſie an der Hand und führte ſie in die Kirche.

Sie widerstrebte anfangs, aber als sie sah, daß er es ernstlich wollte, gehorchte sie und verbarg sich an seinem Arm vor den Blicken der Neugierigen.

Eines späteren Tages ertappte er sie in der Küche, wie sie eben eine Weinflasche an die Lippen brachte. Er war mit einem Schritt an ihrer Seite und entwand ihr die Flasche.

„Du weißt, daß du das nicht sollst," sagte er.

Sie warf ihr Gesicht an seine Brust, umklammerte mit beiden Händen seine Schultern und wühlte sich in ihn hinein.

Er hielt sie, streichelte ihren Scheitel und sprach ihr zu: „Wir müssen es überwinden, und wenn es noch so schwer ist."

Mit einer Geduld, die kein Ende hatte, setzte er sein tröstliches Reden fort, bis sie ruhiger geworden war, und hieß sie dann mit ihm einen kurzen Gang in den Winter hinaus tun.

Gern setzte er sich des Abends mit ihr an den Tisch und las mit ihr gemeinsam. Sie nämlich konnte ihre Gedanken zu keinem Buche sammeln. So jedoch, wenn er ihre kleine Hand fest in die seine nahm, ging seine Ruhe auf sie über, und er las ihr vor aus Büchern, aus der Zeitung oder — der Bibel.

„Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben," stand in dieser Bibel vom Heiland und der Sünderin zu lesen.

Das verlangte sie nochmals zu hören, und als er ihr wieder einmal das ganze Kapitel gelesen

Auf einmal verlor sie die Lust an den Speisen. Sie aß nur noch wie ein Vogel. Ihre Müdigkeit war groß. Magnus fand sie mehr als einmal auf ihrem Stuhl über einer Handarbeit eingeschlafen.

Angst befiel ihn. Sie entschwand zum zweitenmal seinen Händen, ohne daß er eine Hilfe wußte.

Er rief einen Arzt, der sie gründlich untersuchte, aber aus ihrem Übel nicht recht klug werden konnte. Er verordnete allerlei Stärkungsmittel, die Lukretia geduldig nahm und die auch vorübergehend eine leichte Besserung verursachten.

Magnus hoffte, aber sie selbst wurde von Zweifeln befallen. Bislang hatte sie ihrem Leiden keine Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt ergriff sie plötzlich eine Ängstlichkeit, die wieder nur eine neue Form ihrer Krankheit selbst war. Sie schreckte jetzt oft aus irgendeinem Hauswinkel auf und eilte, Magnus zu suchen. Wenn sie ihn hatte, so klammerte sie sich an ihn und bat: „Laß mich nicht allein, ich fürchte mich so."

Es war die Furcht vor dem Tode, die sie schüttelte. Sie packte sie besonders, wenn der Tag sich neigte. Sie wich dann nicht aus Magnus' Nähe, und wenn sie lesend oder mit irgendeiner Handarbeit in der Stube saßen, richtete sie zuweilen plötzlich die großen Augen auf ihn und sagte: „Glaubst du, daß ich sterben muß?"

Immer wieder beruhigte er sie, wie man ein Kind beruhigt, das sich im Dunkeln fürchtet. Er

hielt ſie auf ſeinen Knien und ſprach vom Frühling, der ihr gut tun werde, von der Bank unterm Nußbaum, wo ſie ſitzen wollten, von der Schönheit der blühenden Welt, die einen viel Leiden vergeſſen mache. Er ſaß an ihrem Bett, wenn ſie nicht einſchlafen konnte, und er fing wieder an wie früher, ihr manchmal eine kleine Gabe heimzubringen. Wenn die Angſt vor einem Unerklärlichen nicht geweſen wäre, ſo hätten ſie ſich ganz glücklich gefühlt, Magnus im Gefühl eines großen inneren Friedens, den ihm das Bemühen um die arme Kranke gab, Lukretia, weil ſie nicht mehr Mut und Kraft zu neuen Wünſchen hatte und ſich in ſeine Obhut ſchmiegte wie eines, das ſich ſchlafſüchtig in weiche Kiſſen gräbt. So ſehr war Magnus' Sinn von Lukretia eingenommen, daß er ſeltener als ſonſt an Berta dachte und die alte Bedrängnis um ſeine Schuld ihn nicht mehr heimſuchte.

So kam Weihnachten. Magnus war in der Stadt geweſen und ſprach geheimnisvoll vom Chriſtbaum, der ihnen am heiligen Abend brennen ſollte.

Lukretia mußte an dieſem Abend in der Schlafſtube allein warten, bis er die Beſcherung gerichtet hatte.

„Komm bald! Mach ſchnell!“ bat ſie ihn mit Tränen in den Augen, als er ſie oben allein ließ.

Er trug das Bäumchen aus dem Keller herauf und ſetzte es auf den Tiſch. Das Herz klopfte ihm

fast wie in der eigenen Kinderzeit, während er das heimlich geschmückte mit Kerzen besteckte, die vier Pakete darunterlegte, die seine Gaben für seine Frau enthielten, und die Lichter entzündete. Als er fertig war, schritt er mit mühsam verhaltener Eile zur Tür, öffnete sie und schwang ein Glöcklein, das er für den Zweck erstanden hatte. Was war das wunderbar! Wenn er ganz weit zurückdachte, hatte er das Silberstimmlein einer solchen Glocke im Ohr. Vielleicht hatte er es nie gehört, vielleicht es nur gehört zu haben gemeint. Eine tiefe Bewegung trieb ihm beinahe Tränen in die Augen, und er wartete mit Spannung auf das Erscheinen Lukretias.

Aber die kleine Taube kam nicht.

Er lauschte. Wo blieb sie wohl? Sie hatten doch das Zeichen verabredet. Befremdet, bedächtig ging er nach oben.

Lukretia lag auf dem Bett, ganz angekleidet und fest in ihre Decken gewickelt.

Er trat zu ihr, und sie wendete sich ihm zu, mit dem Gesicht nur ein wenig aus den Decken schauend.

„Es ist Zeit, nicht wahr?“ fragte sie.

„Hast du am Ende schon geläutet?“ fuhr sie fort und lächelte.

„Taube, kleine Taube,“ schalt er und zog sie empor.

Aber ihr Lächeln ging in einen Ausdruck von

Weinen über, ihre Zähne ſchlugen aufeinander, und ſie ſchauderte. „Ich kann nicht warm werden,“ ſagte ſie. „Darum habe ich mich ſo eingewickelt.“

Er ſchlug eine Decke um ſie: „Kleiner Friervogel,“ neckte er ſie. Dann ſprach er ihr zu: „Hier iſt eben nicht eingeheizt. Komm nur. Unten iſt es warm.“

Den Arm um ſie gelegt, die Decke feſthaltend, führte er ſie hinunter.

Sie flüſterte unterwegs: „Es iſt ſo ſeltſam, als ob mein Herz nicht mehr ſchlagen könnte.“

„Das iſt alles die Kälte,“ tröſtete er.

Wirklich bekam ſie Leben und Wärme, als ſie in der Wohnſtube ankam.

Das Bäumlein funkelte. Die zwölf rotgelben Kerzenflammen, die auf weißen Wachsſtengeln auf den grünen Äſten ſtanden, waren wie kleine Tulpenknoſpen. Sie brannten ruhig und ſchlank und glitzerten.

Lukretias Augen ſpiegelten das Glitzern wider, und ihre Wangen röteten ſich.

Magnus ließ ſie jetzt los und faltete die Hände. Lang und hager und barhaupt, mit dem dünnen, graubraunen Haar faſt die niedere Decke ſtreifend, ſtand er da und betete halblaut ein Vaterunſer. Lukretia ſah von der Seite an ihm hinauf. Es war in dieſem Augenblick nichts in ihr als eine tiefe, furchtſame Verehrung.

Als er geendigt hatte, nickte er ihr zu. „Mußt

jetzt deine Sachen auspacken. Ich will sehen, ob ich es recht getroffen habe."

Sie gehorchte. Ihre Finger waren sehr unsicher, während sie die Schnüre löste. Aber die Entdeckung dessen, was seine Güte ihr beschert hatte, allerlei nützliche Dinge, die sie für Haus und Kleidung brauchte, und als besondere Gabe eine kleine goldene Uhr, belebte sie. Sie beugte sich mit rascher und überquellender Dankbarkeit auf seine Hand nieder und küßte sie.

Sie saßen darauf Seite an Seite und sahen die Kerzen niederbrennen. Magnus sprach von dem Glück, das ihnen im Gegensatz zu vielen anderen Menschen beschieden sei, die jetzt heimatlos wären oder zu geschäftig, um das Heil der Stille zu empfinden, oder zu zerfallen mit sich selbst oder zu leichtfertig. Er legte ein wenig sein Herz offen vor sie hin, indem er ihr dartat, wie dankbar er für das sei, was ihnen jetzt gehöre, das gute Auskommen mit den Leuten der Umgegend, die einträgliche Arbeit daheim, die Möglichkeit, einiges Gute zu tun. Dann sprach er ihr zum erstenmal von der verstorbenen Schwester und von der Berta, deren helle Tapferkeit er schilderte.

Lukretia horchte auf, als er die beiden Namen nannte, allein es war, als fehle ihr selbst zum Erstaunen oder zur Neugier die Kraft. Sie fiel sogleich wieder in ein dämmeriges Schweigen zurück, das nur dann und wann ein Kopfnicken

oder ein müdes „Ja," „Ja" ablöſte. Am Ende bemerkte er ihre Mattigkeit und ſagte: „Du biſt ſchläfrig, Kind. Du ſollſt dich niederlegen."

Sie meinte ihm weh zu tun, wenn ſie an dieſem Abend die Feierfreude nicht länger mit ihm teile, und wehrte ſich. Aber ſie hatte Mühe, die Lider ihrer Augen oben zu behalten, ſie fielen ihr immer wieder zu. Da lachte er in ſeiner ſtillen Art und hieß ſie in die Kammer gehen. Er wolle nur erſt die Tür ſchließen und dann nachkommen. Er küßte ſie auf ihre Stirn, dachte, wie ſehr ſie ſich verändert habe, ſeit er ſie am Karren der Landſtreicher geſehen, wie zum Umblaſen zart ſie geworden ſei, und wünſchte, der Frühling wäre ſchon da, von dem er hoffte, daß er ſie wieder kräftigen werde.

Sie ſtand auf.

„Komm bald," bat ſie ihn wieder, noch unter der Tür.

Er winkte ihr zu: „Wickle dich gut ein, kleiner Friervogel."

Dann verſchwand ſie.

Nun ſtieg er in den Keller, wo er noch Reſte von Speiſen einſtellte. An der Haustür hatte der Wind Schnee hereingeweht, und er konnte ſie nicht ſchließen, holte darum aus der Küche ein Beil, mit dem er das Eis wegklopfte. Darüber verſtrich eine Viertelſtunde. In die Nacht blickend, wunderte er ſich, wie groß und rein der Mond am dunkeln

Himmel ſtand. Auf einmal war ihm, als müßte er eilen, um zu Lukretia zu kommen. Mit raſchen Schritten ſtieg er die Treppe hinauf und öffnete die Tür der gemeinſamen Kammer.

Der Mond, den er unten geſehen, ſtand auch über dem Fenſter der Stube. Weiß, großmächtig. Breit und bleich lag ſein Widerſchein am Boden der Kammer.

In dieſem Glanz, wie umſpült von wunderklarem Quell, lag Lukretia vornübergeworfen, das Geſicht auf den einen Arm gebettet, als ob ſie ſchliefe. Sie war ſchon halb entkleidet. Ihr weißes Mieder ließ Hals und Arme frei und zeigte Linien wie weich behauener weißer Marmor.

„Lukretia!“ ſagte Magnus.

Aber plötzlich blieb er ſtehen. Ein merkwürdiger, zwingender Gedanke feſſelte ihn an die Stelle. Er wußte ſo gewiß, daß die kleine Taube tot war, daß er nach dem erſten Zuſammenzucken keine Bewegung tat, ihr beizuſpringen.

So hatte er einſt beim Eintritt in ſeine Stube den weißen Vogel liegen ſehen, der ihm jahrelang Kamerad geweſen war. Eine ſo zwingende Ähnlichkeit war zwiſchen dem Jetzt und dem Damals, daß dieſer Eindruck für den Augenblick jedes andere Gefühl zurückdrängte.

Damals ſchien ihm der Inhalt ſeines Lebens geſchmälert, obwohl es faſt Sünde war, ſo viel Liebe an ein Tier zu hängen; jetzt war ihm, er ver-

liere ein Stück ſeiner ſelbſt. Endlich ſchritt er langſam näher. Wie mochte es wohl gekommen ſein? Sie hatte ſich ſchwach gefühlt, über das Ausſetzen ihres Herzens geklagt. Sicher war ſie während des Auskleidens wieder von derſelben Bangigkeit befallen worden, hatte ſich dem Fenſter nähern wollen und war da zuſammengeſunken.

Er bog ſich nieder. Machte die Mondlichtkühle ihre Hände und Arme ſo kalt?

Er hob ſie auf, hielt ſie an ſich, trug ſie aufs Bett. Wie leicht ſie war! Er kreuzte ihr die Arme über der zarten Bruſt. Über ihren Unterkörper ſtreifte er die Decke. Und wunderte ſich immer noch nicht, hatte nicht die leiſeſte Hoffnung, nicht den Drang, noch Leben bei ihr zu ſuchen.

Er fühlte kein wildes Leid, ſondern nur eine ſchmerzvolle Leere in ſeinem Innern, die Erkenntnis ſeiner großen Armut, die ſein ganzes Leben hindurch gedauert, und wenn ſie je und je durch eine Schickſalsgunſt gemildert worden, doch immer wiedergekommen war. Faſt mehr noch als an ſich ſelber dachte er an die tote Lukretia. Arme kleine Taube, was hatte ſie von ihrem Leben gehabt? Hart hatte es ſie herumgezerrt und geſchüttelt. Wohl hatte ſie Schuld an manchem Übelgehen, aber für vieles konnte ſie nicht, ſie, die von der Straße kam und auf der Straße verkommen war. Diejenigen aber, die ſie peinigten, vom blonden

Paul bis zu den unbekannten anderen, von deren Mißhandlungen sie ihm erzählt, was war ihre Schuld? Sie waren Gehilfen des Schicksals. Über sie wie über alle ging sein Rad.

Magnus dachte nicht an die Zeit und wie sie ging. Am Bette neben der Toten sitzend, verbrachte er die Nacht, sah den Mond niedergehen, die Stube dunkel werden und den Morgen grauen.

Sobald es schicklicherweise anging, machte er sich auf den Weg zum Dorf, um beim Zivilamt und beim Pfarrherrn anzuzeigen, daß ihm seine Frau gestorben sei.

Als er ins Freie trat, griff ihm der Tag mit kühlen Händen ins Gesicht. Er reckte sich ein wenig. Trotzdem er nicht geschlafen hatte, fühlte er sich nicht schwach. Das Haus war still, das er verließ, aber der Tag, in den er hinaustrat, atmete neues Leben.

Magnus vollendete den nachts angesponnenen Gedankengang: Menschen sträubten sich und kämpften, wehrten sich gegen die innere und äußere Not und überwanden sie. Aber es schien ihm, daß nicht sowohl die Kraft und der Siegerzorn das Erstrebenswerteste sei, sondern die Bescheidung und die Geduld. Und wieder regte sich in ihm neben der trostlosen Leere, die Lukretias Fortgang geweckt, ein friedliches Empfinden: Weißt du, Magnus Im Ebnet, daß du frei bist? Daß du jetzt aus eigenem

Willen und zur Stunde, die du dir ausgesucht, hingehst, um jenen zu sagen, was dir geschehen ist. Einmal war das nicht so.

Er dachte an die Zelle, die endlosen Jahre daselbst, und bot seine Stirn dem Morgenwind. Wie kühl! Wie gut!

Siebzehntes Kapitel

Freilich war er einsam.

Lukretia war begraben. Auch die Hoffnung auf eine Wiederkehr, die sie nach ihrem ersten Weggang ihrem Manne zurückgelassen hatte, war tot. Also war Magnus sehr einsam. Und sehr arm. An die Armut erinnert, wo immer er in seinem Hause stand und ging, zeigte er sich eine Zeitlang scheuer und zurückhaltender noch als gewöhnlich gegen alle, die von außen kamen. Selbst die Kinder von Altingen fanden ihn verschlossener und kamen nicht so häufig wie sonst. Aber er schrieb der Berta, sagte ihr, wie ihm zumute war, und erzählte ihr viel vom Schicksal des armen jungen Weibes, das er auf den Friedhof geleitet hatte.

Sie antwortete, gab ihm Bericht von ihrem Leben und war immer noch ledig, obwohl sie nun schon weit über die Heiratsjahre hinaus war.

Der Gedanke, daß auch sie noch allein war, erheiterte Magnus. Vielleicht tat es der ganze Brief.

Dann lebte er weiter. Der Alltag, dieser gewaltige Schreinersmann, hobelte Sorge und Trauer glatt. Die Fäden zwischen den Altingern und

ihm spannen sich aufs neue an. Der Hansli Tobler und sein Schwesterchen stellten sich wieder ein, und der Pfarrherr kam, so oft es sein hohes Alter noch erlaubte. Etwa alle Monate einmal ging ein Brief nach Gerikon und kam einer von dort zurück. Es waren ganz einfache Schriftstücke, mehr mit den Berichten von äußeren Erlebnissen als mit Geständnissen dessen ausgefüllt, was sie fühlten und dachten, allein zwischen den Zeilen mußten sie wohl gegenseitig mehr lesen können; denn ihre Freude an diesen Briefen machte ihnen mehr Sonntage, als im Kalender standen. Sie wurden in Magnus' Leben etwa das, was dem Tage ein Wetteraufhellen am späten Abend nach schwerer Regendunkelheit bedeutet. Der Genügsame fing an, seine Tage nach diesen Briefen zu zählen.

Das Grab Lukretias erhielt seine Blumen. Als der Frühling es erlaubte, bepflanzte Magnus es selbst; die von Altingen rühmten seine Schönheit. Magnus dachte viel an die kleine Taube und redete auf dem Friedhof in Gedanken mit ihr, aber dazwischen hinein fiel ihm jetzt manchmal ein Wort aus einem Brief der Berta ein, und dann erfreute er sich plötzlich an der Erkenntnis, welch nahe Freunde sie eigentlich im Grunde waren.

Jahre vergingen wieder. Magnus war nicht jung gewesen, als ihm die Tür der Welt noch einmal aufgegangen war. Jetzt alterte er rascher, und seine Wünsche machten nur noch die kleinen

Flüge vom Heute zum Morgen. Der Berta starb die Mutter. Der Vater legte sein Amt nieder und zog mit der Tochter zusammen, während die übrigen Kinder sich in die Welt zerstreuten. Die Berta selbst schien, soviel Magnus aus ihren Briefen entnehmen konnte, in Gerikon eine Respektsperson zu werden. Sie war des Pfarrers rechte Hand in Wohltätigkeits- und Krankenpflegedingen und den Lehrkräften eine Stütze bei der Beaufsichtigung und selbst beim Unterricht der Schuljugend.

Einmal fiel es Magnus auf, daß sie sich in einem ihrer Briefe eingehend erkundigte, ob er nicht von Altingen hie und da fortgehe. Er erwiderte ihr, daß er seit Lukretias Tod das Dorf und seine Umgegend nicht verlassen habe. Warum sie aber frage, ob sie ihn etwa besuchen wolle.

Sie antwortete nicht darauf. Aber als der Sommer vierzehn Tage später seinen Anfang nahm, hörte er, während er in seinem Garten jätete, helle Kinderstimmen und sah eine kleine Vaterlandsfahne in der Morgensonne flattern, daß ihr rotes Tuch einen rechten Glühschein zu ihm herüberwarf. Hinter dem jungen Bannerträger zog eine Schar von Buben und Mädchen die Straße daher, bot die erhobenen Gesichter dem Frühwinde und schmetterte mit tapferen Stimmen ein Wanderlied.

Es war nicht gerade eine Seltenheit, daß Schulen auf ihren Ausflügen hier vorüberkamen,

und ſo hielt er in ſeiner Arbeit nicht weiter inne, als das Wohlgefallen an dem morgenfriſchen Bild ihn tun hieß. Erſt als eine Gruppe von Erwachſenen, die das Geleit der Kinder bildeten, ſtehenblieb, zu ihm hereinſchaute und eine Frauengeſtalt ſich daraus löſte, die an ſein Gartentor trat, wurde er aufmerkſam. Er erkannte einige Leute von Gerikon. Im nächſten Augenblick ſtand auch ſchon die Berta vor ihm und reichte ihm mit raſchem, kräftigem Druck die Hand. Darauf rief ſie den Reiſegenoſſen zu, daß ſie ſich im Wirtshaus von Altingen wiederſehen würden.

Magnus hatte eben noch Zeit, einigen der Leute, ſoweit ſie ihm die Ehre eines Grußes erwieſen, zuzunicken. Dann marſchierte die Schar weiter, und er ſtand mit ſeinem Gaſte allein.

Sie maßen ſich mit neugierigen Blicken. Die Jahre, während welcher ſie einander nicht begegnet, waren ihnen wohl anzuſehen, insbeſondere fand die Berta Magnus überſchlank, faſt gebrechlich geworden. Sie ſelbſt trug ein ſchwarzes Kleid und hielt in der Hand das gleichfarbene Seidentuch, das ſie wohl mit ſich trug, um es gelegentlich um den blonden Kopf zu legen. Ihre Züge waren härter und ſchärfer geworden, aber die hellen, mutigen Augen hatten noch immer ihren Glanz. Der Mund war rot und friſch, und es war köſtlich, wie reich und heiter das Haar den Kopf umwand.

Magnus führte das Mädchen ins Haus und in

die Stube, und obwohl sie versicherte, daß sie nicht durstig sei und nachher hinüber müsse nach dem Dorfe, um mit den anderen gemeinsam das Mittagsmahl einzunehmen, stieg er gleich einer geschäftigen Hausfrau in den Keller hinunter, füllte eine Flasche mit selbstgekeltertem Most und schnitt große, ungeschickte Stücke von dem Schinken, den er über Winter geräuchert hatte. Emsig trug er seinem Gaste auf. Dann ließ er sich bei ihr nieder und teilte mit ihr das Mahl. Der goldgelbe Most funkelte in den schlichten, fußlosen Gläsern, denn die Sonne drang jetzt voll ins Zimmer herein und vermischte ihr Gold mit dem frischen Obstwein. Magnus reichte Berta das Brot, und gemächlich dann und wann ein Stück der derben Mahlzeit genießend, sprachen sie von den Dingen, wie sie in eines jeden Heimat standen und gingen. Die Berta erzählte vom Vater, von der Mutter Ende und daß die Jahre sie nicht milder noch stiller gemacht hätten. Zuletzt, da sie auf Magnus' Heim kamen und er versprach, ihr nachher Haus und Garten zu zeigen, fiel ihre Rede auf Lukretia. Die Berta spürte, wie in Magnus' Wesen etwas Suchendes kam, als sei er noch immer nicht ganz an das Fehlen der kleinen Taube gewöhnt. Sie stellte sich vor, wie die junge, fahrige Frau, deren Bild aus seinen Schilderungen ihr deutlich war, in diesen Räumen gewaltet und gegangen, und sie fühlte etwas von der Bedeutung, die sie für

Magnus und ſein Bedürfnis nach einem Menſchen gehabt.

Da ſprach dieſer: „Wenn die kleine Lukretia mir ein rechter Kamerad hätte ſein können, würde ich vielleicht das Leben zu lieb, zu ſträflich lieb gehabt haben, dankte ich doch immer wieder Gott, daß ich überhaupt noch einmal zum Leben kam.“

Er hatte das harmlos gemeint. Erſt als er es geſagt hatte, gewann es Bedeutung. Seine und Bertas Blicke kreuzten ſich. Vielleicht tauchte die Stunde vor ihnen auf, da ſie vor vielen Jahren miteinander im Walde geweſen waren.

Berta erkannte jetzt, vielleicht weil ſie inzwiſchen reifer geworden, vielleicht weil ſie nun mehr als damals von Magnus und ſeinem Leben wußte, wie ſcheu und verzagt er war, wenn es galt, von anderen Menſchen etwas zu erwarten. Ihre innere Ehrlichkeit und Tapferkeit, die Erkenntnis, daß für ſie beide ohnehin die Zeit des Planens vorüber war, zwang ſie, das auszuſprechen, was, wie ſie wußte, ihm wohltun würde. „Sie haben zu wenig Selbſtvertrauen gehabt, Herr Im Ebnet,“ ſagte ſie.

Er war betroffen.

„Es hat Leute gegeben, die wußten, daß ſie ſich Ihnen anvertrauen durften.“

Er ſchob den Teller beiſeite und ſtreckte ſeine beiden Hände etwas über den Tiſch vor, faſt als ob er nach den ihrigen greifen wollte.

Sie ſah, wie ſeine Finger zitterten.

„Sie?“ fragte er verschämt und kleinlaut.

„Ja, ich,“ erwiderte sie mit ihrer klaren, bestimmten Stimme.

„Aber,“ warf er, um sich selber zu verteidigen, ein, „die Leute, Ihre Eltern hätten es nicht begreifen können. Es wären zu viele Hindernisse gewesen.“

„Für mich nicht,“ antwortete die Berta.

Und da saßen sie nun voreinander, und des einen Blick hielt dem des anderen stand. Zuletzt gaben sie einander die Hände. Keines dachte, daß ihr Gespräch noch jetzt etwas zu ändern vermöchte. Magnus fühlte, daß er alt war, daß seine Kräfte schwanden. Er wußte, daß die Berta ihre Pflichten und Ziele hatte, und daß, was einst vor den Leuten Aufsehen und Widerspruch erregt haben würde, jetzt vor eben diesen eine Unmöglichkeit war.

Aber die Stunde hatte für beide das Große und Außerordentliche, daß sie zu einer Art Markstein für sie wurde. Sie brauchten nicht weiter zu reden. Sie empfanden, daß sie einander gut waren mit jenem klaren, leidenschaftslosen, starken Vertrauen, das das festeste Band zwischen Menschen ist. Es weckte in ihnen eine tiefe, reine Freude. Ihre Hände ließen sich und fanden sich abermals. Sie besahen darauf das Haus und sprachen von Gegenwart und Zukunft wie Leute, die alles gemeinsam haben.

Als zuletzt Bertas Zeit um war und Magnus

sie ein Stück weit gegen Altingen hinüber begleitete, gaben sie sich das Versprechen des Wiederschreibens, auch des Wiedersehens, soweit ihre Verhältnisse es erlauben würden. Dann schieden sie, ehe sie vor die Leute kamen. Hände und Augen hatten ihr heiteres, tapferes Teil am Abschied. Sie winkten sich noch einmal zu und gingen dann ihrer Wege, jedes still in sich selbst.

Magnus Im Ebnet lebte noch weiter. Die von Altingen erzählten, einer ihrer wackersten und wohltätigsten Bürger sei früher lange Jahre ein Büßer gewesen. Als er starb, sprach sein Pfarrer und Freund Ott über seinem Grabe die Worte: „Er hatte die Geduld und die Weisheit, aus zertrümmerten Lebensgütern sich so viel zu retten, daß er die Welt noch liebte."

Bücher von Ernst Zahn

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind ferner die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Kämpfe. Erzählung. (1893.) 8. Auflage.
Geheftet M 3.50, gebunden M 5.–

Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 8.–9. Auflage.
Geheftet M 4.–, gebunden M 5.50

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. (1898.) 13.–14. Auflage. Geh. M 5.–, geb. M 6.50

Menschen. Neue Erzählungen. (1900.) 13.–14. Auflage.
Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Herrgottsfäden. Roman. (1901). 22.–23. Auflage.
Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.)
11.–12. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Die Clari-Marie. Roman. (1904.)
21.–22. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. (1905.)
28.–30. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Firnwind. Neue Erzählungen. (1906.)
22.–23. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Lukas Hochstraßers Haus. Roman. (1907.)
54.–58. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

„Einer Bewertung bedarf dieses Buch nicht. Wer es liest, hat den Künstler über seiner Schöpfung vergessen."
(Berliner Neueste Nachrichten, Berlin.)

Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt durch den Nürnberger Jugendschriften-ausschuß. (1907.) 51.–55. Tausend. Gebunden M 1.25

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. (1908.) 35.–36. Tausend. Geheftet M 5.–, geb. M 6.50

„Dieses „Buch von Menschen" ist ein Barren blinkenden Edelmetalls, wie man ihn nur selten in den mächtigen Flözen der modernen Literatur erschürft."
(Neue Hamburger Zeitung.)